




Nach
der ersten Liebe.

Roman
von
Karl Frenzel.

zweiter Band.

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. G. Hallberger).
1884.



Digitized by the Internet Archive
in 2014

Nach der ersten Liebe.

Zweiter Band.

Nach
der ersten Liebe.

Roman

von

Karl Frenzel.

Zweiter Band.



Stuttgart und Leipzig.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

1884.

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt (vorm. Gd. Hallberger)
in Stuttgart.

Sechstes Kapitel.

Vor Jahren, sie waren Nachbarstinder gewesen...
 In einem alten, rauchgeschwärzten, winkligen
 Hause Hamburgs, sie im obersten Stock, auf
 das schmutzige Fletwasser hinabsehend, das am Hause
 langsam vorüberschlich, die einzige Tochter eines Buch-
 halters in einem Bankkontor; er im Erdgeschoß, in
 der Tischlerwerkstatt seines Vaters. In Kinderspielen
 auf den Treppen, in den Bodenkammern, auf dem
 Wasser in einem Kahn, auf der kurzen Steinbrücke
 hatte die Freundschaft begonnen, der um fünf Jahre
 ältere Hubert war der Spielgefährte, der Beschützer
 und oft genug der Peiniger der kleinen, zierlichen
 Therese gewesen, denn er war schwerfällig und jäh-
 zornig und sie behend und erfinderisch. Als sie
 größer geworden, gingen sie sitzsam mit ihren Eltern

des Sonntags spazieren nach den Buden von St. Georg oder fuhren elbabwärts auf den kleinen Dampfschiffen nach einem der anmuthig am Strom gelegenen Dörfer. Der Tischler weder noch der Buchhalter waren wohlhabend, aber sie hatten, sich nach der Decke streckend, ihr Auskommen und konnten ihren Kindern eine angemessene Erziehung geben. Nichts Großes wurde von deren Zukunft gehofft, aber auch nichts Arges befürchtet.

Da war an einem Jubiläumstage des Kaufherrn, in dessen Kontor Reichardt arbeitete, die dreizehnjährige Theresie bei dem Feste, das der Jubilar seinen Angestellten und ihren Familien in seinem Landhause gab, wegen ihrer auffallenden Schönheit und der Frische ihrer Stimme von den Damen des Hauses besonders bemerkt und ausgezeichnet worden. Es wäre schade, wenn diese Stimme nicht ausgebildet würde, hatte ein Musikverständiger geäußert, und der Patron, der Reichardt wegen seiner Tüchtigkeit wohlwollte, und seine Gattin, die in leicht erregbarer Empfindsamkeit in Theresen eine merkwürdige Aehnlichkeit mit ihrem verstorbenen Töchterchen entdeckte, waren bald darüber einig, dem Mädchen

Gesang und Klavierunterricht von trefflichen Lehrern ertheilen zu lassen. Verschwenderisch hatte die Natur Therese ausgestattet, sie hatte ihr nicht nur den Wohlklang der Stimme und die Anmuth der Erscheinung, sondern auch eine rasche Auffassung und einen seltenen Fleiß geschenkt. Ihre Fortschritte überrannten ihre Gönner und ihre Lehrer, nach zwei Jahren war es entschieden, daß sie ihr Glück auf der Bühne versuchen sollte, Alle prophezeiten ihr die bedeutendsten Erfolge, ihr Talent erschien so unzweifelhaft wie ihr Glück. Der Patron ihres Vaters schickte sie nach London zu einem berühmten italienischen Gesangslehrer, nach ihrer Rückkehr erhielt sie durch den Einfluß ihrer Beschützer, nach Ablegung ihrer Proben, eine Stellung an der Oper des Stadttheaters.

Damals arbeitete Hubert in einem Kaufhause. Wenn er seiner Neigung hätte folgen dürfen, würde er Seemann, Reisender oder — da er nicht ganz ungeschickt auf der Geige war — ein fahrender Musikant geworden sein. Er haßte im Grunde das Stillsitzen und das Rechnen, aber der Vater, den die Reden und das Beispiel seines Freundes Reichardt beeinflussten, hatte es sich in den Kopf gesetzt, seinen

Sohn zu einem Kaufmann zu machen. Der Kaufmann, pflegte Reichardt zu sagen, ist der Herr der Welt; von zwei Orten aus wird sie beherrscht, von dem Kontor und von dem Theater. Da es Hubert nun auf der Bühne Theresen nicht gleichthun konnte, sollte er, nach der Meinung des alten Lunau, die Eroberung der Welt von dem Schemel und dem Pult des Kontors aus unternehmen. Wenn er über sein Buch gebeugt lange Zahlenreihen auf und ab zusammenzählte, wunderte er sich über sich selbst, daß er hier säße, statt auf dem Verdeck eines Schiffes zu stehen oder an der Spitze eines langen Wagenzuges durch die Prärieen von Texas zu ziehen. Am wohlsten fühlte er sich noch, wenn er bei der Entladung oder bei der Vollladung eines Schiffes thätig sein konnte. War es die Liebe zu seiner Mutter, die ihn in dem düstern, schmutzigen Hamburg zurückhielt, oder ein noch stärkerer Magnet — die Aussicht, zuweilen Therese sehen und hören und sich an ihrem Anblick und ihrem Gesange heraufschauen zu können?

Therese war noch nicht so hochmüthig und durch ihre Erfolge verwöhnt, um sich des trozigen Spiegelgefährten ihrer Kindheit nicht mehr zu erinnern und

ihn nicht mehr in ihrer Nähe zu dulden, aber sie empfand nicht die leiseste Regung einer leidenschaftlicheren Theilnahme für ihn. Im Vollgefühl ihrer Schönheit freute sie sich des hitzigen Feuers, mit dem sie die Seele des Jünglings erfüllte, allein sie dachte nicht daran, diese Liebe zu theilen oder gar zu befriedigen. Ohne daß es ihr zum vollen Bewußtsein kam, diente er ihr nur, ihre Macht und seine Unterwürfigkeit zu prüfen. Längst stand ihr Sinn nicht mehr nach einem bescheidenen Loos, weit über den armen Handlungsbesessenen gingen ihre Wünsche hinaus. Zu ihrem Unglück hatte sie, gerade als sie in ihrem siebentzehnten Jahre die Bühne betrat, ihre Mutter verloren: eine verständige Frau, die ihre Eitelkeit, ihre Sucht nach allem Glänzenden und ihre phantastischen Begierden einzuschränken gewußt. Vereint stürzten so die Verlockungen des Theaters und die Verführungen des Reichthums auf sie ein. Aus beschränkten, eng geordneten Verhältnissen sah sie sich plötzlich in eine bunte, schillernde, unbegrenzte Welt versetzt. Der jungen Künstlerin, die rasch die Neigung des Publikums gewann, schien Alles erlaubt und nichts unerreichbar, auf der Bühne wie in der

Gesellschaft bemühte sich ein Jeder, ihr gefällig und willfährig zu sein. Schon hatte nicht nur ihr Gesang, sondern auch ihr Lächeln seinen Werth und Preis. Dem Vater, der noch eitler und wunderlicher als die Tochter war, raubten die abenteuerlichsten Pläne und Träume die Nachtruhe: das glänzende Schicksal der Henriette Sontag, die einen Grafen geheirathet, war zum mindesten seiner Therese auch bechieden, denn, wenn er es recht bedachte, war sie zu einer Fürstin erlesen. Ihn hätte es wie eine Beleidigung des Genius gedünkt, Theresens Launen einzuschränken. So entwickelten sich üppig mit ihrem Talent auch alle gefährlichen Eigenschaften ihres Wesens. Zu kalt und klug, um sich hinzugeben, wo ihr Herz nicht gerührt war, vermochte sie um so leichter mit den Andern zu spielen. Allerlei Gerüchte blieben nicht aus, Wahres mit Falschem vermischend und Harmloses boshaft ausdeutend, so viel Schönheit, Kunst und Erfolg mußten die Nachrede hervorrufen.

Für Alles, was seine Freundin betraf, hatte Hubert das schärfste Ohr und das empfindlichste Gemüth. Jeder Tadel ihrer Leistungen verletzte und

ärgerte ihn, jeder Vorwurf gegen ihre Lebensführung entflammte ihn bis zur Wuth. Dabei konnte es nicht fehlen, daß er sie selbst zuweisen mit den heftigsten Anklagen überschüttete, um im nächsten Augenblick vor ihr niederknieend ihr all' seine Scheltworte und Kränkungen abzubitten. Sie nahm seinen Ingrimm, seine Verzweiflung und seine Reue von der scherzhaften Seite wie die verschiedenen Auftritte einer Komödie.

„Wie gutmüthig bin ich, Hubert,“ sagte sie lachend, „Ihre Tollheiten und Ungezogenheiten nicht durch Verbannung zu bestrafen, denn was berechtigt Sie dazu? Sie sind nicht mein Bruder, und mein Geliebter schon gar nicht, ich würde mich hüten, einem solchen Othello auch nur die Fingerspitzen zu reichen. Und nun zanken Sie weiter!“

Ihr Spott wurmte ihn, aber er brachte ihn zur Besinnung. Es gab Stunden, wo er die Unseligkeit und Aussichtslosigkeit dieses Verhältnisses einjah und auf und davon gehen wollte. Sie würde ihn nie lieben, er würde sich nie ihr nur erklären können, es war das Beste, das Weltmeer trennte sie. Es genügte, daß er sie am nächsten Abende, mit klopfen-

dem Herzen im Parterre stehend, auf der Bühne in irgend einer phantastischen Gewandung erscheinen sah, um diese Vorsätze über den Haufen zu werfen und ihm die Unmöglichkeit darzuthun, von ihr zu lassen. Selbst von ihr mißhandelt zu werden, erschien ihm dann noch als Seligkeit.

Um diese Zeit trat in das Kaufhaus, in dem er als Commis diente, ein Verwandter des Herrn, Günther Rickmers, als Volontär ein, das Exportgeschäft nach Mexiko, der Havanna und Südamerika kennen zu lernen, in welchem das Haus eine hervorragende Stellung inne hatte. Günther Rickmers war ein Patrizierkind aus Stade, schlank aufgeschossen, von guter Bildung, mit immer voller Börse. Er war in London gewesen, trug sich nach englischem Schnitt und hielt sich ein Reitpferd. Unter allen jungen Leuten im Hause schloß er sich mit einer gewissen Zuneigung an Hubert an. Seine größere Weltkenntniß, daß er London und Edinburgh gesehen, eine Woche in Paris verweilt, verliehen ihm, mit den drei Jahren, die er älter als Hubert war, dem Kameraden gegenüber eine Art Macht und Herrschaft; seinem Bedürfniß, den Gönner und

Beschützer zu spielen, kam das Verlangen Hubert's nach einem Anschluß auf halbem Wege entgegen. Der hoffnungslos Liebende suchte die Freundesbrust, der er sich mittheilen, an der er sich ausweinen konnte. Aber viele Wochen vergingen, ehe er sich zu einem Geständniß Muth gefaßt. Je mehr er in dem näheren Umgange mit Rickmers den Unterschied zwischen dessen feiner Bildung und glänzendem Auftreten und seiner eigenen Schwerfälligkeit, seiner bald hölzernen und schüchternen, bald heftigen und polternden Weise erkannte, um so weiter wurde in seiner Vorstellung auch der Abstand zwischen ihm und der gefeierten Sängerin. Er sah es voraus, daß Rickmers ihn auslachen würde, wenn er ihm von seiner Freundschaft zu Theresen spräche. Und verdiente er Besseres als Spott und Hohn mit seiner unsinnigen Neigung und seiner Tölpelhaftigkeit? In seiner Niedergeschlagenheit fand er sich dann durch den Vorzug, den ihm Rickmers vor Anderen gab, geehrt und getröstet. Es mußte doch etwas in ihm stecken, wenn dieser ausgezeichnete junge Mann, der so gut zu Pferde saß, immer echte Havannas rauchte und die theuersten französischen Handschuhe trug, sich

in seiner Gesellschaft gefiel. Mit schwärmerischer Zärtlichkeit hing er darum an ihm, er glaubte alle edlen Eigenschaften in ihm vereint zu erblicken. So geschah es, daß Theresje durch ihn eher von Rickmers hörte, als Rickmers von Theresen. Er prahlte mit der neuen Freundschaft vor ihr, gleichsam als ob sie ihm einen Erjag für Theresens Gleichgültigkeit und Flatterhaftigkeit böte.

„Sie langweilen mich mit Ihrem neuen Freunde,“ sagte sie, „oder hoffen Sie durch die Ausmalung seiner Tugenden mich eifersüchtig zu machen? Ich beneide Sie nicht um dieß Ideal und werde es Ihnen nicht entführen.“

„Und du könntest es auch nicht, wenn du wolltest,“ dachte Hubert bei sich. Rickmers spielte sich gern als Weiberkenner und -Verächter auf. Mit Vorliebe führte er die Aussprüche Schopenhauer's, der damals der Philosoph der jungen Generation zu werden anfing, von der untergeordneten Natur der Frauen und über die Physiologie der Liebe im Munde — Sätze, die er aus Zeitschriften und „Lichtstrahlen“ aufgelesen, mit denen er aber Hubert's naive Blödigkeit in das ungeheuerlichste Staunen versetzte.

Und kamen so im Allgemeinen die Frauen nicht gut bei ihm fort, so noch weniger Therese. Was die Hamburger für einen Lärm um solch' kleines Talent schlugen! Er wolle zugeben, daß Fräulein Reichardt ein schönes Mädchen sei und eine mäßige Stimme und Kunst besitze, und Lunau habe mit seiner Bewunderung Recht, da er ja noch kein anderes Schauspiel gesehen, aber wenn er in Ihrer Majestät Oper in London gesehen, auch nur ein einziges Mal — dann, nun dann würde er einen andern Maßstab an die Kunstleistungen des Fräuleins legen.

So willig indessen Hubert auch war, sich der überlegenen Einsicht seines Freundes unterzuordnen und die Behauptungen des „Weitgereisten“ als unumstößliche Wahrheiten gelten zu lassen, hier erlaubte er sich doch einen bescheidenen Widerspruch. Eine Folge dieser ästhetischen Auseinandersetzungen war es, daß ihm einmal, als der Streit nach einer Vorstellung der „Norma“ besonders hitzig geworden, sein Geheimniß entschlüpfte.

„Gestehen Sie es, Lunau,“ hatte Rickmers plötzlich stillstehend ausgerufen, „Sie sind in Fräulein Reichardt verliebt!“

Es war an einem Märzabend, um die elfte Stunde, der Schimmer des Mondes glitzerte auf der Mster. Wie oft sie an ihrem Ufer damals auf und ab gewandelt, wie viele Male sie die Uhren der Kirchen in der tiefen Stille das Vorrücken der Nacht hatten verkündigen hören — sie hätten es am folgenden Tage nicht zu sagen vermocht. Seit dieser Unterredung begrüßten sie sich mit dem Du brüderlicher Freundschaft, nach Hubert's Ueberzeugung eröffnete sie eine neue Epoche seines Lebens. Sein ganzes Herz hatte er dem Freunde ausgeschüttet. Keineswegs war eingetreten, was er befürchtet. Statt ihn wegen seiner Leidenschaft für die schöne Sängerin zu veripotten, hatte Rickmers im Gegentheil die lebhafteste Theilnahme für das sonderbare Verhältniß gezeigt. All' die drolligen und kindischen Einzelheiten aus seiner und Theresens Jugend hatte Hubert ihm erzählen müssen. Dazwischen hatte er wohl einen ironischen Vers von Heine oder Musset recitirt, zuletzt aber doch gerufen: „Nein, wer ein solches Sonntagskind in Dir gesucht hätte! Was hast Du Alles erlebt!“

Es war gewiß, daß Hubert durch sein Geständniß

außerordentlich in Rickmers' Augen gestiegen war, obgleich er keine rechte Erklärung dafür wußte. In seiner Harmlosigkeit ahnte er nicht, daß die Bekanntschaft mit der Künstlerin die Grundlage dieser Erhebung war. Nicht nur in dem Sinne, daß ein Weniges von ihrem Glanze auch auf ihn zurückstrahlte. Trotz seiner Jugend war Rickmers ein klug und kühl berechnender Mensch, ein geborener Kaufmann. Als Freund der Sängerin, der Zutritt zu ihr hatte und bei ihrem Vater wegen seiner Unbedeutendheit und Ungefährlichkeit keinen Anstoß erregte, bekam Hubert für ihn einen hohen Preis: er konnte ihm selbst Eingang bei ihr verschaffen. Weder war Rickmers trotz seiner Blasirtheit so kühn, noch in seiner Stellung so unabhängig, daß er sich bei Theresen durch irgend ein Abenteuer einzuführen vermocht, und doch brannte er vor Verlangen, einmal die Zauberwelt hinter den Couliissen zu betreten. Die farge und strenge Frömmigkeit seines Vaters verpönte das Theater, sogar den Besuch desselben mußte der Sohn nach Möglichkeit vor ihm geheim halten, und so weit war Hamburg von Stade nicht entfernt, daß nicht ein auffallender Schritt seinerseits, sich

einer Bühnenprinzessin zu nähern, im Vaterhause einen Sturm heraufbeschworen hätte. Die Hälfte der Hindernisse, welche sich zwischen seinen Wunsch und dessen Erfüllung gestellt, beseitigte Hubert's Bekanntschaft mit Theresen. Durfte er ihm die Bitte abschlagen, ihn einmal seiner Freundin vorzustellen? Niemand würde auf einen solchen Besuch achten, und selbst wenn seine Eltern davon erführen, hatte er die Entschuldigung, daß er nicht allein gegangen.

Ein paar Wochen ließ er nach jenem Nachtgespräch verlaufen, ehe er mit seiner Bitte vorrückte. Aber kein Tag verging, wo er nicht diese empfindlichste und am leichtesten jedem Druck nachgebende Saite in Hubert's Seele berührte. Hubert erkannte darin nur die Tiefe und Wärme seiner Freundschaft, denn ihm war das Herz voll von Theresen und von ihr zu sprechen, sie in einem Athemzuge zu vergöttern und zu verwünschen, der einzige Genuß. Rickmers' Wunsch, sie kennen zu lernen, beglückte ihn wie eine Genugthuung, seine Ueberredungskunst und noch mehr Theresens Talent und Schönheit schienen den schwer zu befriedigenden Freund endlich um-

gestimmt zu haben. Therese ihrerseits hatte so viel von Rickmers reden gehört, daß sie ohne Widerstreben einwilligte, ihn zu empfangen. Dieser Besuch wurde zum Verhängniß für alle Drei.

Wohl hatte Therese für ihre Jugend schon eine bedeutende Stellung gewonnen, aber daran fehlte doch viel, daß sie den Mittelpunkt des Theaters gebildet und einen Gegenstand für die öffentliche Aufmerksamkeit abgegeben. Sie war eine Sängerin, in dritten und zweiten Rollen beschäftigt, wie Andere auch; sie hatte ihre Verehrer, die ihre Wohnung mit Blumen und Zierlichkeiten schmückten, doch von den Baronen und Grafen, die in den Träumen ihres Vaters zu ihren Füßen lagen, war noch keiner in Sicht. Im Glück wie in der Kunst war ihre Laufbahn eine aufsteigende, allein wie weit war der Gipfel noch entfernt! Rickmers wurde darum auf das Freundlichste von ihr aufgenommen. Sie durfte noch nicht daran denken, Freundschaften abzulehnen, und die Erscheinung und das Betragen des jungen Mannes würden ihm auch bei einer berühmteren Künstlerin einen liebenswürdigen Empfang gesichert haben. Alles an ihm war fein, glatt und sauber,

seine Kleidung wie seine Weise, sich zu geben. Sogar der Zug des Dandythums stand seinem hübschen, blassen Gesicht mit dem blonden Bärtchen auf der Oberlippe vortrefflich. Dabei diente ihm das Ungefenke und Bierchrötige Hubert's zum wirksamsten Gegensatz: es hob seine Gewandtheit und die Gefälligkeit seiner Formen noch mehr hervor. Und nicht nur diese äußeren Vorzüge bestachen Therese gleich bei der ersten Begegnung, auch Rickmers' Bildung zeigte sich von ihrer vortheilhaftesten Seite. Er wußte von London und Paris zu erzählen, er weckte in Theresen die Erinnerungen an ihren Londoner Aufenthalt wieder auf: unmerklich und unaufhaltsam rückte der gute Hubert, während die Beiden die lebhafteste Unterhaltung führten, immer mehr in den Hintergrund. Aber er dachte in diesen Augenblicken nicht an sich, sondern freute sich des guten Eindrucks, den sein Freund hervorbrachte, und der Munterkeit und Anmuth Theresens, die sich in dem Eifer des Gesprächs doppelt reizend entfalteten.

Anfangs in längeren, dann in immer kürzeren Pausen folgten sich die Besuche. Rickmers war ein leidlicher Klavierspieler und hatte Verständniß und

Gefühl für musikalische Schönheit. Nicht die natürlich ungeschulte Empfindung und die entzückte Hingerissenheit Hubert's, der unterschiedslos alle Leistungen Theresens, ob sie nun ein Schubert'sches Lied sang oder eine Gluck'sche Heroine darstellte, unvergleichlich fand, sondern das kritische Urtheil und das feine Gehör des Kenners. Sein Lob war um so schmeichlicher, weil er Dieß und Jenes mit Verstand und Schicklichkeit zu tadeln wußte. Zu ihrer eigenen Ueberraschung merkte Therese allmählig, welchen Einfluß seine Einwände auf ihren Vortrag und ihre Spielweise ausübten, wie eifrig sie sich bemühte, seine Rathschläge zu befolgen, daß ihre Darstellung seelenvoller wurde und ihre Stimme einen eigenthümlichen, weichen Wohlklang erhielt, den sie bisher entbehrt. Wenn sie gerecht sein wollte — und wie gern war sie es in diesem Falle! — mußte sie einen Theil ihrer künstlerischen Erfolge der Unterweisung und Anregung zuschreiben, die ihr der Umgang mit Rickmers gewährte. Aber die dankbare Empfindung, zu der sie sich gegen ihn verpflichtet fühlte, wurde bald von einer leidenschaftlicheren Regung überwallt. Mit Schrecken spürte sie die Flamme

der ersten Liebe. All' ihr Widerstreben und ihre Furcht waren gleich vergeblich, täglich wuchs das Feuer. Als Rickmers sich zum Weihnachtsfeste zu seinen Eltern begab, hoffte sie, daß die Entfernung es löschen würde, und während seiner Abwesenheit fachten die Briefe, die er ihr schrieb, und ihre Sehnsucht es nur höher an. Denn dieselbe Gewalt, mit der sie einen aussichtslosen Kampf versuchte, hatte auch ihn völlig unterworfen. Das Geheimniß, in das Beide ihre Neigung hüllen mußten, verstärkte die Kraft derselben und verlieh ihr den romantischen Zauber.

Ueber ein dumpfes Empfinden, daß er durch Rickmers' Bekanntschaft mit Theresen eine zwiefache Einbuße erlitten, sowohl bei der Freundin wie bei dem Freunde, war Hubert nicht hinaus zu einer klaren Erkenntniß der Lage gekommen. In seiner Gegenwart verriethen sich die Beiden nicht, nur daß sie ihn nicht immer vor der unbehaglichen Stimmung, der überflüssige Dritte zu sein, bewahren konnten; daß sie sich ohne ihn sahen, glaubte er nicht. Ein trauriges Geschick drückte überdies seine Seele nieder und trübte seinen Blick. Rasch nacheinander waren

ihm der Vater und die Mutter durch eine tödtliche Krankheit entrißen worden. Es rührte ihn zu Thränen, daß Therese mit eigener Hand ihre Särge mit Kränzen geschmückt. Sie hatte sich durch diese Handlung frommer Treue in ihrem Gewissen gleichsam von ihm losgekauft, er nahm es als ein Zeichen wiederkehrender Freundschaft auf. Auch Rickmers hatte sich ihm voll Mitleid und Rücksicht bewiesen; er hatte ihn eingeladen, seine Wohnung mit ihm zu theilen, damit er in der alten nicht durch das beständige Gedächtniß an die Verstorbenen beunruhigt und in Schwermuth versenkt würde. Dieß Anerbieten hatte Hubert abgelehnt, aber, da es sich so traf, hatte er von der Wirthin, bei der Rickmers wohnte, ein bescheidenes Zimmer nach dem Hofe hinaus, wie es seinen Einkünften angemessen war, gemiethet. In der Einsamkeit nach der Abreise des Freundes, in dem fremden, ihm noch ungewohnten Raume ergriff ihn das Bewußtsein seiner Verlassenheit mit doppelter Macht. Wie losgelöst von Allem, was ihn bisher an diese Scholle Erde gefesselt, kam er sich vor, zuweilen war es ihm, als wiche sie unter seinen Füßen und ließe ihn in's Bodenlose

versinken. Der Trieb des Wanderns, der eine Weile in ihm geschlummert, erwachte wieder; ruhelos irrte er halbe Nächte lang in den Gassen und auf den Dämmen am Hafen umher. Mit jedem Schiffe, das den Strom verließ, fuhr er mit in's Weltmeer hinaus. Das Unstäte und Ungefellige, die Unzufriedenheit mit der Welt und sich selbst, die sich seiner bemächtigt, erhöhten seine Festigkeit und Reizbarkeit. Wie vor seinem Umgang mit Nickmers, der eine besänftigende Wirkung auf ihn ausgeübt, suchte und fand er leicht einen Streit. Ein unbestimmbarer, namenloser Druck lastete ihm auf Kopf und Herzen, als müsse er eine Gewaltthat begehen oder erdulden. Alle erdenklichen Ursachen zog er zur Erklärung seines Zustandes heran, nur die wahre nicht: sein Verhältniß zu Theresen. Er fühlte, daß sie ihn von sich zu entfernen suchte, daß an die Stelle ihrer früheren kühlen Freundschaft Abneigung getreten wäre, und wagte es sich doch nicht einzugestehen. Mit dem Schmerz über die Unseligkeit seiner Liebe verband sich die Furcht, seinen Freund als den Vernichter seines Glücks zu entdecken. Bei dem bloßen Gedanken überlief ihn ein Schauer: er hielt sich eines Mordes für fähig.

In dieser Stimmung war für ihn die Rückkehr des Freundes mehr ein Leid als eine Wohlthat. Die stürmische Freude, die Rickmers beim Wiedersehen zeigte, erregte sein Mißtrauen, als ob sie nicht sowohl ihm als vielmehr Theresen gelte. Er vermochte sie nicht mit aufrichtiger Herzlichkeit zu erwidern und schämte sich zugleich seiner Kälte, seines Argwohns und seiner Feigheit, den Freund offen zur Rede zu stellen. In dem falschen Spiel, zu dem er sich gezwungen glaubte, litt die Wahrheit und Aufrichtigkeit seines Wesens, er wurde finster und scheu, ein Spion, der jeden Schritt Rickmers' belauerte. Unter nichtigen Vorwänden weigerte er sich, ihn zu Theresen zu begleiten, und schlich ihm dennoch nach und stand, an die Wand des Hauses gedrückt, das dem ihrigen gegenüber lag, in allen Qualen der Eifersucht, bald den eigenen Tod, bald eine grausame Strafe für die Treulosen ersinnend. Denn als Bruch der Freundschaft und des Vertrauens erschien ihm die Liebe der Beiden, an der er nicht länger zweifeln wollte. Und wie sehr sich Theresen und Rickmers gegen eine solche Auflage sträuben mochten, auf dem Grund ihres Gewissens

lag ein gewisses Schuldbewußtsein. In der Heimlichkeit, mit der sie sich gerade vor ihm abzuschließen trachteten, offenbarte es sich wider ihren Willen. Zwar hatte ihm Therese niemals die geringste Aussicht auf ihre Neigung gegeben oder ihn gar einer kleinsten Gunstbezeugung gewürdigt, aber sie hatte seine Bewerbung gestattet und zuweilen ermuntert; zwar hatte Rickmers den Freund nicht aus Theresens Gunst, die er nie besessen, verdrängt, allein er hatte doch um dessen Liebe zu ihr gewußt. Es war nichts geschehen, was gröbere Gewissen beschwert hätte, worüber sich nicht auch feinfühligere hinwegsetzen konnten: dennoch gestaltete sich das Zusammenleben der beiden Freunde von Woche zu Woche ungemüthlicher. In Theresens Wohnung kam Hubert nur noch selten, mit düsteren Blicken und drohenden Worten.

„Ich fürchte mich vor ihm,“ sagte sie zu Rickmers, „er brütet über einem schrecklichen Gedanken, bewach' ihn gut, daß er sich kein Leid's anthut.“

Eine Weile wollte sie ihm ihre Thür verschließen, aber ihr Mitleid mit ihm und die Besorgniß, dadurch seinen Zähzorn noch heftiger zu reizen, hielt sie davon zurück.

Wie eine Erlösung aus unerträglichen Zuständen begrüßten es darum die Liebenden, als Hubert im Anfang des März erklärte, er werde mit dem nächsten Schiffe des Hauses, das nach Mexiko und Südamerika ginge, auswandern, um nie wiederzukehren, ihm sei Hamburg verhaßt. Die halben Einwendungen, die Theresie dagegen erhob, entlockten ihm ein finsternes und höhnisches Lächeln. „Ich bin noch nicht dort unten im Süden,“ sagte er.

Bald genug merkte sie, daß er ihr des Abends, wenn sie aus dem Theater kam, aufslauerte und ihr nachging. Blieb sie aber, sich ein Herz fassend, stehen oder rief ihn gar an, entwich er. Einmal, als sie am Arme Rickmers' ihrer Wohnung in der Nähe des Gänsemarkts zuschritt, tauchte er plötzlich, aus der Flur eines Hauses springend, mit drohend erhobnem Arme vor ihnen auf. „Hab' ich euch endlich?“ schrie er. Da sie ihn jedoch fest ansah und Rickmers ihn fragte: „Warum stellst Du Dich uns in den Weg?“ verschwand er wieder im Dunkeln.

In ihm kämpften Wuth und Eifersucht mit der noch nicht ganz erloschenen Liebe und Freundschaft. Eines Nachts erschreckte er Rickmers, indem er Einlaß

bei ihm beehrte. Nach einigem Zögern öffnete ihm Rickmers die Thür und er fiel ihm um den Hals.

„Nimm sie, Bruderherz,“ schluchzte er, „nimm sie! Ich bin ihrer nicht werth!“

Und im wilden Wechsel von Thränen und Zornausbrüchen beschuldigte er sich selbst der verbrecherischsten Absichten. Wiederholt sei er Theresen nachgeschlichen, erst sie und dann sich zu ermorden. Wäre Rickmers freundlich und mit tröstendem Wort auf seine Stimmung eingegangen, vielleicht hätte sich Alles noch im Guten schlichten lassen. Allein Rickmers war längst dieser Freundschaft überdrüssig geworden; Hubert's Benehmen erschreckte ihn weniger, als es ihn entrüstete. Ueber seine Mordpläne zuckte er die Achseln, er fühlte sich Manns genug, die Geliebte gegen ihn zu vertheidigen. Statt in dem Ton, den Hubert angeschlagen, fortzufahren, hielt er ihm mit der Kälte eines verständigen Mannes gleichsam das Register seiner Sünden und Tollheiten vor. Was er von ihm, was er von Theresen wolle? Sie liebe ihn nicht, sie habe ihn nie geliebt, bei seiner Mittellosigkeit könne er nicht daran denken, ihr jemals eine angemessene Stellung anzubieten. Er versinke immer

mehr in Trägheit und Müßiggang. Schon klagte der Prinzipal und das ganze Kontor über seine Nachlässigkeit und Ungeberdigkeit. Er sollte den Rath des Freundes beherzigen, sich diese unsinnige Liebe aus dem Sinne schlagen und die Stadt so bald als möglich verlassen. Sie wollten als Freunde von einander scheiden, ohne Vorwürfe und ohne Empfindsamkeit, seine Börse und sein Kredit ständen ihm zur Verfügung. Hubert war es gewesen, als fielen eisige Tropfen auf seinen im Fieber glühenden Kopf, erst langsam, einzeln, dann wie ein Strom aus einem Eimer; sein Herz erstarrte darunter.

„Deine Börse!“ hatte er zuletzt wie abwesend, nach einer langen Pause gesagt; „ich danke Dir!“ und war aus dem Zimmer geschritten.

Am nächsten Morgen hatte ihre Wirthin sie fast zu gleicher Zeit, wie gewöhnlich, aus dem Hause gehen sehen: in tiefster Verstörung war kurz vor Mitternacht nur Rickmers zurückgekehrt. Hubert Lunau wurde nicht mehr in Hamburg gesehen, die Einen sagten, er sei zu Schiff nach Amerika, die Anderen, er sei ertrunken. Es wurden auch polizeiliche Nachforschungen angestellt, aber ohne Erfolg,

Niemand hatte ein besonderes Interesse daran, eine Person ausgenommen — Therese, und diese schwieg.

Während Nickmers an jenem Märzorgen nach dem Kontor schritt und fleißig, wie es einem Kaufmann geziemte, seine Briefe schrieb, die Kurse studirte und rechnete, war Hubert unschlüssig, verzweifelnd umhergestürmt. Er wußte, daß man ihn an seinem Plaze heute nicht vermissen würde, da er Aufträge für die Speicher und für ein amerikanißes Schiff hatte, das am Nachmittage aus dem Hafen fahren sollte, und blickte doch immer verstohlen hinter sich, als ob er verfolgt würde. Endlich war er zu einem Entschluß gekommen. Ungemeldet, wie eine Erscheinung aus dem Boden gewachsen, stand er plötzlich in Theresens Zimmer.

„Wie siehst Du aus!“ hatte sie zusammenschreckend ausgerufen.

„Ich will Dir Lebewohl sagen, in einer Stunde bin ich auf dem Schiff.“

Wie er sie so mit seinen übernächtigen Augen anstarrte, erschien sie ihm in dem Morgenanzug, mit den wallenden braunen Haaren, schöner und begehrenswerther als je. Mitleidig lud sie ihn ein, sich nieder-

zusehen, sie bot ihm ein Glas Wein an und schenkte es ihm voll, ohne seine Antwort abzuwarten.

„So schnell willst Du fort?“

Sie empfand wie ein Würgen in ihrem Halse, sie fürchtete sich vor ihm und bedauerte ihn zugleich. Auf einen Zug trank er das Glas leer; es kam wieder Farbe in seine fahlen Wangen.

„Wäre es Gift gewesen!“ rief er. Und mit einem Griff, ehe sie sich seiner erwehren konnte, hatte er ihre beiden Hände ergriffen. „Mit Dir zu sterben, welche Wollust!“ Sie wollte sich von ihm losringen, aber er hielt ihre Hände wie in einem Schraubstock fest, sie wollte um Hülfe rufen und der Athem versagte ihr. Eine wilde Begier bemächtigte sich seiner bei dem Anblick ihrer hilflosen Schönheit. „Warum liebst Du ihn?“ schrie er. „Mich sollst Du lieben, mich!“

Da traf ihn der Blick ihrer Augen, ihr unbewußt hatte sich ihre ganze Widerstandskraft darin gesammelt.

„Dich!“ brachte sie mühsam zwischen den zusammengepreßten Lippen hervor, „Dich, niemals!“

„Ach!“ und er stieß sie, ihre Hände loslassend,

von sich. „Du verabscheuest mich, Du sollst Dich vor mir entsetzen!“

„Du willst ihn tödten?“ Und mit einem Sprung warf sie sich vor die Thür. „Eher tödte mich!“

Vor Hubert's Augen schwamm es wie eine Blutlache. Die Wuth packte ihn. Mit Mordgedanken war er gekommen, nun mochten sie erfüllt werden. Sie verschmähte ihn — wohl, aber sie sollte auch dem Andern nicht angehören. Keinem mehr. Besinnungslos riß er das Messer, mit dem er einst in der Werkstatt seines Vaters Holz geschuht, aus der Tasche und stieß es nach ihrer Brust. Ein Blutstrom schoß aus der tiefen Wunde, entsetzt warf er das Messer von sich, um die Zusammenbrechende in seinen Armen aufzufangen . . .

„Flieh'!“ hauchte sie und war, die Augen in Ohnmacht schließend, auf den Teppich niedergesunken...

All' diese Vorfälle gingen heute noch einmal, die einen bestimmter, verschwommener die anderen, im gegenseitigen Austausch ihrer Erinnerungen, an ihrem Geiste vorüber . . . Beide längst über das Blütenalter des Lebens, über die holden Illusionen und die schmerzlichen Enttäuschungen der Jugend hinaus,

im weichen Laube wühlend, als könnten sie ihm dadurch seinen ehemaligen frischen Glanz wiedergeben oder noch ein grünes Blatt darin entdecken . . . Sie saß ihm gegenüber auf dem harten schwarzen Roßhaarsopha, das in jeder Helgoländer Gaststube zu finden ist, er auf einem vielgebrauchten Rohrstuhl . . . Durch die hinaufgeschobenen Fenster strömten belebend der Hauch der See und der Morgenwind hinein. Drüben schimmerte die gelbsandige Düne, dazwischen wogte silbern das Meer, hin und her gingen in der Brise mit aufgespannten Segeln die Fährboote, sicher und geschwind die Wellen theilend, wie die Möven die Lüfte . . . Wie ein Bild des immer sich erneuernden Lebens, der unendlichen Flutbewegung der Dinge, in der das Höchste wie das Kleinste in nicht zu unterscheidende Atome zerrinnt und zerstäubt . . .

Von der Luft und dem schmerzlich süßen Vergnügen, mit denen sich Therese in die Vergangenheit versenkte und bald diese, bald jene Einzelheit ausmalte, verspürte Lunau wenig, in ihm überwog ein heimliches Unbehagen über ihre Redseligkeit die Freude, sich so vertraulich mit ihr auszusprechen. Er hätte gewünscht, sie wäre mit einigen Worten über jene

Thorheiten hinweggegangen, die ihn jetzt beschämten, zufrieden wie er mit der Thatſache, daß ſich Alles zum Guten gewandt, daß es ihnen vergönnt ſei, ſich ruhig und freundlich, in geſicherter und unabhängiger Stellung, die Hände zu ſchütteln. Aber wie konnte er ihr in ſeiner Höflichkeit ſagen, daß für ihn der Schwamm der Zeit die Farben dieſer Bilder ausgelöſcht!

„Sie leben, gnädige Frau, Sie ſind glücklich: das iſt die Hauptſache,“ meinte er. „Wie ich damals auf das Schiff kam, was ich dem Kapitän, der mir befreundet war, ſagte, in welchen Qualen ich die Ueberfahrt machte, die erſten Wochen in New-York verlebte, biß mir endlich ein Hamburger Blatt die heiß erſuchte Kunde von Ihrer Geneſung und Ihrem Wiederauftreten brachte — ich vermöchte es Ihnen nicht zu ſchildern. Ich war kein Mörder! Wie ein altes, ſtaubiges, zerriffenes Kleid warf ich mein früheres Leben von mir ab und begann ein neues. Fünf- undzwanzig Jahre! Was vergißt man nicht darin, wie wandeln ſie uns um, wie graben ſie ſich in unſer Geſicht und unſer Gemüth! Wie viel Erfahrungen und Eindrücke braucht und verbraucht die

Menschenseele auf ihrem Entwicklungsgange — Kohlen für eine Dampfmaschine!“

„Aber es bleibt doch darin auch Unvergeßliches und Unerseßbares zurück,“ erwiederte sie, „und dieß ist im höchsten Sinne des Wortes unser Eigen, es bildet die Silberader, welche die verschiedenen Schichten unseres Wesens durchzieht. Für mich war es in allen Wechselfällen meiner Laufbahn — und ich habe schlimmere bestanden, als Sie mir ansehen können, verehrter Freund — die Erinnerung an meine Jugend.“

„Sie gemahnen mich zur rechten Zeit,“ sagte er, „da haben wir nun so lange von mir und meiner Liebestollheit geredet und die Hauptsache veräuimt: Ihr Schicksal, gnädige Frau! Soll ich Ihnen gestehen, wie schlecht und selbstsüchtig ich gewesen bin? Als ich einige Jahre nach meiner Flucht durch die Mittheilung eines Freundes, denn ich las damals die Familiennachrichten der Hamburger Zeitungen nicht, so wenig war ich noch meines Herzens sicher, Rickmers' Verheirathung mit einer Bremerin erfuhr, frohlockte ich! Es wäre mir unerträglich gewesen, Sie mir als seine Gattin denken zu müssen, in dem Triumph meiner Eifersucht nahm ich keine Rücksicht

auf den Schmerz, den Ihnen seine Untreue bereitet haben mußte.“

Er hatte seine Empfindung ein wenig wärmer gemalt, als sie in Wirklichkeit gewesen, diese späte Genugthuung durfte er ihr wohl zu Theil werden lassen, um so eher, wenn er sie dadurch auf die Erzählung ihrer eigenen Geschichte brachte. Von seiner Liebe zu ihr nur wollte er nichts mehr hören; gewiß, er that dieser Frau Unrecht und schämte sich seiner Gedanken, aber er vermochte sich nicht der Lust zu erwehren, sie könne ihm plötzlich mit der Frage entgentreten: „Liebst Du mich noch?“ Und wo hätte er den Muth hergenommen, ihr zu antworten, daß selbst die Asche dieses Feuers längst kalt geworden sei?

Eine rasche dunkle Röthe vom Halse bis zur Stirn hinauf hatte Theresens Gesicht bei seiner Aufforderung überflammt. Aber es war natürlich, daß er nach ihren Erlebnissen forschte, und ihr Herz verlangte darnach, sich dem Freunde zu offenbaren. Wie manche Stunde in diesen letzten Nächten hatte sie darüber nachgesonnen, wie sie ihm Alles schildern und darstellen wollte! Nun schwankte sie doch, seiner

tadellosen Höflichkeit gegenüber stiegen ihr Bedenken auf. Es war ihr, als ob sie im Begriff sei, nicht im süßen Zwange der Leidenschaft, sondern in kälter Ueberlegung sich vor ihm zu enthüllen — und es fröstelte sie.

„Soll ich das Fenster herabziehen? Es weht scharf aus Nordost,“ sagte er.

„Nein, der Schauer geht vorüber, er überläuft mich noch aus der Vergangenheit. Daß wir so wieder neben einander sitzen würden — nie, so oft auch mein Blick auf Ihr Messer fiel, habe ich es in all' dieser Zeit für möglich gehalten.“

„Wie, Sie haben es noch, dieß abscheuliche Messer, jenes Werkzeug meines Wahnsinns?“

„Mir ist es eine Reliquie geworden.“

„Nicht doch,“ bat er. „Werfen Sie es von der Klippe in's Meer, das wird mir eine Beruhigung und der schönste Beweis Ihrer Freundschaft und Ihrer Verzeihung sein.“

„Lassen Sie es mir nur, es ist tiefer, als Sie es wissen können, mit meinem Leben verwachsen. Die Wunde, die Sie mir geschlagen, hatte keine edleren Theile verletzt; ein rasch herbeigerufener Arzt

legte mir einen Verband an. Mein Mädchen hatte mich in meinem Blute schwimmend getroffen, Sie waren von Niemand gesehen worden. Ich behauptete, daß ich aus Unvorsichtigkeit, eine Rolle einübend, einen Dolchstoß versuchend, mich verletzt. Vermuthlich glaubte mir der Arzt nicht, aber er hielt es bei meiner Erregung für das Angemessenste, meine Aussage gelten zu lassen. Erst am Nachmittage kam Rickmers zu mir; ihm theilte ich Alles mit. Er lobte meine Besonnenheit und hatte nur die eine Sorge, daß Sie sich selbst der Polizei gestellt haben könnten. Damals traute ich ihm noch zu, daß er aus Freundschaft für Sie das Gelingen Ihrer Flucht, das Verschweigen des ganzen Abenteuers wünsche. Ach, er folgte hierin wie in allen Dingen den Eingebungen seiner Selbstsucht: Ihre Verhaftung, eine Anzeige meinerseits hätten nothwendig auch ihn vor die Gerichtsschranken geführt. Um jeden Preis mußte das vermieden werden. Wenn Sie nicht verfolgt wurden, haben Sie es zur Hälfte seinen Bemühungen, die Sache schnell unter die Erde zu bringen, zu danken.“

„Ihnen, gnädige Frau, Ihnen ganz allein,“ jagte Lunan und legte die Hand auf sein Herz.

„Jahre noch, viele Proben brauchte es,“ fuhr sie fort, „ehe ich seinen Charakter erkannte. Sie und mich hatte seine liebenswürdige Außenseite getäuscht. Er dachte auch nicht daran, mich absichtlich zu betrügen, in seiner Weise liebte er mich wahr und innig, bis die Umstände sich mächtiger als sein Wille erwiesen. Unter dem Einfluß einer ersten, mein ganzes Wesen ergreifenden Liebe entwickelte sich mein Talent zu einer ungeahnten Blüte. Jede neue Rolle brachte mir einen neuen Kranz, mit jedem Gastspiel verbreitete sich mein Ruf immer weiter, immer lauter. Dennoch würde ich nicht geschwankt haben, mein Versprechen zu erfüllen, die Bühne zu verlassen und ihm als Gattin in sein Haus zu folgen. Schon war mein Name ein so gefeierter, daß er ihn, wie ich wenigstens glaubte, ohne Scheu vor seinem Vater als den seiner Verlobten aussprechen konnte. Ein geschickter Kaufmann, wie er war, hatte er sich ein selbstständiges Vermögen erworben, jedes Bankhaus hätte sich ihm gern als Teilnehmer geöffnet. Gerade zwei Jahre nach Ihrer Abreise war es, als er mir ankündigte, er wolle auf einige Zeit nach Bremen gehen, das dortige Geschäft kennen zu lernen.

Ich erschrak: das zufällige Zusammentreffen des Tages, wo er mir diese Mittheilung machte, mit dem Tage, wo ich Sie zuletzt gesehen, versetzte mich in eine abergläubische Furcht. Daß er bisher nichts von dieser Absicht geäußert, vergrößerte meine Besorgniß. Etwas, das er vor mir verbarg, mußte diesem plötzlichen Entschlusse zu Grunde liegen. Aber ich drang vergebens in ihn, er blieb verschlossen. Manchen Streit hatte es zwischen uns gegeben, so heftig waren wir noch nie aneinander gerathen, wie jetzt. Eine leidenschaftliche Szene folgte der andern, ich zweifelte an seiner Liebe und lag doch bethört und trunken in seinen Armen, in dem Ueberdrang meiner Zärtlichkeit und aus Furcht ihn zu verlieren. Mit den heiligsten Gelöbnißsen der Treue schieden wir von einander. Auch kehrte er noch ein und ein anderes Mal nach Hamburg zurück, aber seine Besuche wurden immer kürzer, mit einem immer dichteren Schleier suchte er seine Verbindung mit mir zu umhüllen, sein Wesen wurde launischer und gedrückter. Was früher sein Stolz gewesen, daß ich eine gepriesene Sängerin war, mißfiel ihm plötzlich, er machte mir Vorwürfe über das Lob und die Huldigungen, die

mir gespendet wurden, alle Künstlerinnen seien wie Kometen, sie paßten nicht in bürgerliche Verhältnisse. Trotz meiner besseren Ueberzeugung redete ich mir ein, es seien nur die Blasen seiner Eifersucht, welche die Abwesenheit nährte und stachelte.“

„Aber er hatte Sie schon verrathen,“ fragte Lunau, „nicht?“

„Ja. Mit der Frau, die wir gestern gesehen. Wie ist sie vor der Zeit gealtert und verkümmert! Und sie soll schön gewesen sein, diese Antonie Mosler, und ihn aus Liebe geheirathet haben. Mir drohte sie damals das Herz zu brechen. Denn er kehrte nicht zu mir zurück. Auf mein Drängen und Stürmen schrieb er mir einen langen Brief, sein Schicksal beklagend, daß ihn von seinem Vater abhängig hielte, meinen Künstlerberuf, der uns von einander trenne, die erste Liebe sei ein schöner Austausch gewesen, wir müßten einander aufgeben und vergessen; von seinem Vater, der unerbittlich sei, zwischen Entsagung oder Enterbung gestellt, habe er auf das Glück und meinen Besitz verzichtet, ich möge ihm verzeihen und ihn bedauern, denn mir bliebe die Kunst und der Ruhm, vor ihm läge eine öde und glanzlose

Zukunft. Ich war außer mir, so lange hatte ich keinen Verrath befürchtet, nun stürzte mich die Gewißheit doch in eine Art Raserei. Die Qualen der Eifersucht, das verzehrende Rachegefühl, die Sie erlitten hatten — ich erfuhr sie jetzt an mir selber. Das ist die gerechte Strafe, sagte ich mir, wie du die Treue verstoßen hast, wird nun deine Treue verstoßen, und ich ergriff Ihr Messer und fuhr nach Bremen.“

„Verwünschtes Messer!“ rief Lunau dazwischen. „So viel des Thörichten und Verbrecherischen sollte es anrichten!“

„Erst als ich im Gasthose war, schrieb ich ihm. Er mußte von meiner Verzweiflung wohl das Schlimmste besorgen, denn er kam. Bitternd und verlegen, nicht seiner Treulosigkeit wegen oder aus Angst, meinen Blicken zu begegnen, sondern weil er für seinen guten Ruf besorgt war. Nicht von mir sprach er, nur von sich, fußfällig bekannte er seine Treulosigkeit und beschwor mich, wenn ich ihn je geliebt, die Stadt ohne Aufsehen zu verlassen, seine Zukunft stehe auf dem Spiele, wenn unser Verhältniß bekannt würde. ‚Und die meine?‘ fragte ich bitter. ‚Du bist eine

große Künstlerin,“ antwortete er, „Du bist frei und ungebunden, und Du weißt, daß mein Geld —“

„Immer sein Geld!“ unterbrach sie Lunau. „Als ob er darin ein Heilmittel für alle Krankheiten und Nöthen besessen! Und ihn selber hat es schließlich, wie mir Bassewitz erzählte, nicht vor dem Selbstmord bewahren können!“

„Das war das Letzte,“ begann sie wieder. „Mir ekelte vor ihm. ‚Hinaus!‘ schrie ich ihm zu, ‚hinaus!‘ Ich hätte nicht länger mit ihm in demselben Raume zu athmen vermocht. Ohne ein Wort der Erwiderung schlich er sich fort. Ich riß das Fenster auf, am liebsten hätte ich mich auf das Pflaster gestürzt. Mir selber zürnte ich mehr als ihm. Einen solchen Menschen hatte ich geliebt! Wie eine Trunkene geliebt! Wenn er mich aufgab, um nicht mit seiner Familie in Zwist zu gerathen, um eine reiche, anständige Heirath zu schließen, that er nur, was seinem Wesen entsprach. Wohin aber hatte sich meine Natur verirrt! Zu welcher Niedrigkeit war sie herabgesunken! Ich fluchte der Welt, den Männern, von allen Wesen haßte ich keins ingrimmiger als mich selbst. So entwürdigt kam ich mir vor, daß ich das Licht der Sonne nicht mehr

schauen mochte. Später hab' ich einmal gelesen, daß alle leidenschaftlichen, künstlerisch begabten Menschen den Trieb, sich selbst zu vernichten, in sich trügen und in gewissen Momenten am Rande des Wahnsinns oder des Selbstmords nachtwandlerisch dahin irrten. Ist es wahr? In jenen schrecklichen Stunden rang ich wenigstens mit beiden. Ich fürchtete wahnsinnig zu werden, wenn ich mich nicht in den Tod rettete. Und hatte ich nicht Ihr Messer bei mir, um mich mit einem Stoße von aller Schmach und Noth zu befreien?"

„Gnden Sie, gnädige Frau,“ hat er. „Sie zerreißen mir das Herz und thun sich selber weh. Auch wenn sie vernarbt sind, soll man nicht an Wunden rühren.“

Aber sie war eben eine Schauspielerin, die sich aus der Schilderung ihrer Leiden halb unbewußt und unabsichtlich etwas wie einen Glorienschein bereitete.

„Ich habe immer gern im Glück vergangenen Unglücks und überstandener Gefahren gedacht,“ antwortete sie. „Und gerade in jener Heimsuchung fand ich die Stütze meines ferneren Lebens, meinen

späteren Gatten. Ich war in demselben Coupé mit einem Herrn in mittleren Jahren gefahren, einem höflichen, schweigsamen Mann, der mich trotz meines Schleiers erkennen mochte, aber kein näheres Gespräch mit mir anzuknüpfen suchte. Wir waren in demselben Gasthause abgestiegen, ich hatte nicht darauf geachtet, daß er unmittelbar neben meinem Zimmer seine Wohnung angewiesen erhielt. Hatte er wider Willen einen Theil meiner Unterredung mit Günther anhören müssen? Erschreckte ihn mein Seufzen, mein unruhiges Benehmen? Was ich in jener Nacht gethan, wenn er nicht gewesen — nur Gott weiß es! Allein er erbarmte sich meiner und sandte mir ihn. Ein Klopfen an meiner Thür ließ mich zusammenfahren, das Messer, dessen Spitze ich geprüft, fiel mir aus der Hand, es klopfte wieder und ohne daß ich einen Laut hervorgebracht, trat der Graf ein. Ich saß zusammengefauert auf dem Sopha, es war dunkel im Zimmer. ‚Guten Abend, Fräulein Reichardt,‘ sagte er und zündete Licht an. Jeder Bewegung und jedes Wortes unfähig starrte ich ihn an, hilflos und willenlos. ‚Sie sind allein und fremd in der Stadt,‘ fuhr er fort, ‚in großer

Beängstigung, gestatten Sie mir, daß ich Ihnen Gesellschaft leiste, wo Zwei beisammen sind, fliehen die Gespenster.' So fing unsere Bekanntschaft an. Es war an jenem Abend etwas Unwiderstehliches in ihm, unter seinen trostreichen Worten flossen meine Thränen in Strömen. Ich hatte noch nie einen solchen Mann gesehen, er sprach mir nicht von meiner Schönheit, von meiner Kunst, er wollte nichts von mir. Nur sein Mitleid hatte ihn zu mir geführt. Er forderte keine Mittheilung, keine Erklärung, die furchtbare Verstörung, in der er mich fand, genügte ihm zu seinem Samariterwerk. Dieß war der Anfang einer Freundschaft, die mich mit der Welt und mit mir selbst wieder versöhnte, die mich fähig machte, der Kunst weiter zu leben, und mich zuletzt in den Hafen des Friedens führte, in dem Sie mich getroffen. Noch vor einem Jahre war es mir auch ein Hafen des Glückes. Aber was ist unbeständiger als das Glück? Ich spiele vor Ihnen nicht die untröstliche Wittwe, ich mußte darauf gefaßt sein, den Gatten, der so viele Jahre älter war als ich, zu verlieren, allein die Lücke, die sein Tod in meinem Dasein läßt, wie könnte sie jemals ausgefüllt werden!

Wer wie ich in der Abenddämmerung steht, hat nur noch eine Göttin, die Erinnerung.“

Lunau war aufgestanden. Die Stunde, die so peinlich für ihn begonnen, hatte nun doch einen leidlichen Ausgang genommen. Sie und er hatten, nach seiner Meinung, die sichere Grundlage für ihren ferneren Verkehr gefunden. Mit dieser Unterredung war auch für sie das Vergangene abgeschlossen. Fortan sollte ihm nichts den Genuß der Gegenwart stören. Gab es eine bessere, eine wünschenswerthere Gesellschaft, als diese geistvolle, weltgewandte Frau, wenn sie ihren getragenen Ton nur ein wenig herabstimmte und ihn nicht mehr als den blöden, täppischen und heißblütigen Burischen von ehemals betrachtete; als dieß reizende junge Mädchen, nach dem er unwillkürlich jetzt durch das offene Fenster hinausschaute, als ob er sie in dem Fährboot, das an dem Bollwerk der Sütländterrasse vorüber ruderte, erkennen könnte?

„Sie haben mir durch Ihre Erzählung den schönsten Beweis Ihrer Freundschaft geliefert, gnädige Frau,“ sagte er und küßte ihr die Hand, „einer Freundschaft, die mich im Grunde beschämt, denn

mir ist, als hätte ich sie durch nichts verdient. Sie sind nicht nur glücklich gewesen, Sie sind es noch, auch was wir als Unerseglisches beweinen, gehört zum melancholischen Reiz des Lebens.“

„Wenigstens diese Stunde war für mich ein Geschenk des Himmels.“ Doch als fühlte sie, daß sie das Gespräch nicht in so ernster Weise ausklingen lassen dürfe, setzte sie hinzu: „Und Sie sind drüben in Mexiko ein Weiberfeind geworden, Herr Konsul?“

„Eine Verleumdung von Bassewitz! Mit Ihrem Bilde im Gedächtniß, gnädige Frau, wird man kein Feind des schönen Geschlechts. Aber ich gesteh's gern, die Spanierinnen gefielen mir nicht genug, um eine von ihnen zu heirathen, als ich noch jung und ihres Reichthums sehr benöthigt war. Später, wo ich über die Versuchungen der Armuth hinaus war, gefielen sie mir noch weniger.“

„Sie gedenken jetzt in der deutschen Heimat zu bleiben? Verzeihen Sie die Frage: der Gedanke, Sie in meiner Nähe zu wissen und im Alter die Freundschaft der Jugend fortzusetzen, hat etwas zu Verlockendes und Tröstliches für mich, um ihm nicht nachzuhängen und ihn weiter auszuspinnen.“

„Ihre Theilnahme an meinem Schickjal kann mich nur beglücken. Einmal drüben, hatte ich mir ein bestimmtes Ziel gesetzt, bis zu meinem fünfzigsten Jahre zu arbeiten, reich zu werden und dann in Deutschland auszuruhen und zu genießen. Den ersten Theil meines Programms habe ich ausgeführt, gute Sterne standen über mir. Nun will ich es mit dem zweiten versuchen. Aber ach! wir sind viel mehr Herren der Arbeit als Herren über den Genuß.“

„Mit Ihrer Lebensweisheit,“ lächelte sie, „werden Sie auch mit dem Genuße sich so gut zu stellen wissen, wie mit der Arbeit.“

Ihre hochgespannten Erwartungen hatte die Unterredung nicht erfüllt. In seiner ablehnenden Kühle war so Vieles nicht ausgesprochen worden, von dem sie sich vorher den stärksten Eindruck erhofft. Nicht in einem gemeinsamen idealischen Aufschwung hatten sich ihre Seelen erhoben. Die ausgesuchte Höflichkeit, mit der er sie behandelte, bezeichnete scharf die Grenze, bis zu der er der alten Freundschaft vorzugehen gestattete. Wäre er trotziger gewesen, hätte er sich zu späten Vorwürfen gegen sie hinreißen lassen, würde sie sich ihm verwandter und

geistig und gemüthlich näher gefühlt haben. Leise rönte ihre Enttäuschung in ihrer letzten Aeußerung aus. Ein Mann, wie er nun einmal geworden, konnte leicht jeden Genuß finden — den Genuß des Alltäglichen, da ihm der Sinn für das Hohe und die Sehnsucht nach dem Unerreichbaren fehlte.

Wenn in ihren Worten ein Stachel lag — Lunau's Haut vermochte er nicht zu rizen. Er stand am Fenster und schaute jetzt mit einem Glase bewaffnet auf die See. In dem zweiten Boote, das sich dem Strand näherte, erkannte er Detlev und Susanne. Möven mit weißglänzenden Flügeln schoffen darüber hin. Er wandte sich zu der Gräfin zurück.

„Fräulein Wildherz und Herr von Bassewitz sind im Boot,“ und er zeigte mit dem Opernglase hinüber, „sie werden hungrig sein. Wenn es Ihnen recht ist, Gnädige, gehen wir ihnen an die Landungsbrücke entgegen.“

„Gewiß,“ entgegnete sie und klingelte dem Kammermädchen, ihr Hut und Sonnenschirm im Nebenzimmer zurecht zu legen.

„Es ist nicht gut,“ sagte sie halblaut, nach der

Entfernung der Zofe, zu Lunau an das Fenster tretend, „daß die beiden jungen Leute so oft allein find.“

„Warum nicht? Herr von Bassewitz ist ein Gentleman.“

„Eben darum wird er einen um so lebhafteren Eindruck auf das Mädchen machen; einen so einnehmenden, witzigen und dabei schönen Mann hat sie noch nicht kennen gelernt; auch wenn er es nicht will, wie ich von seiner Ehrenhaftigkeit überzeugt bin, wird er ihr Kopf und Herz berücken.“

„Kann er sie nicht heirathen, trotz ihrer Mittellosigkeit? Ich würde ihm, kalkulire, eine leidliche Stellung finden.“

„Susanne hat sogar ein kleines Vermögen,“ erwiederte die Gräfin, „aber es ginge doch nicht.“ Sie kämpfte mit sich, ob sie ihm noch mehr sagen sollte, da er aber in seiner vorsichtigen Weise durch eine leichte Verneigung jede weitere Mittheilung abzulehnen schien, schwieg sie, die Hände auf der Brust kreuzend; gerade öffnete auch die Zofe die Thür: es sei Alles bereit.

„Es ginge doch nicht? Offenbar weil Bassewitz

von altem Adel und vielleicht in Sujannens Herkunft irgend ein dunkler Punkt ist," dachte Lunau. Merkwürdig: er hatte die Empfindung, als würde er sich in diesem Falle auch nicht das Geringste um irgend ein Hinderniß kümmern.

Siebentes Kapitel.

Zehn vergnügliche Tage hatten sie nun gemeinsam verbracht, im Sand der Düne, auf schnellsegelndem Boot, heute auf dem Ober-, morgen in dem Unterlande. Es schien gar nicht möglich, daß die kleine Insel so viel des Wechsels bieten könnte, aber Detlev's erfindungsreicher Sinn wußte für jeden Tag ein neues Vergnügen vorzuschlagen. Und groß wie er im Erfinden, war Lunau in der Ausführung. Niemals schlug etwas fehl, Alles wurde behaglich begonnen und beschlossen. Ob er im Pavillon auf der Düne ein Mittagsmahl gab oder die Damen zu einem Kaffee in seinem kleinen Garten, am Absturz des Felsens, einlud, immer hatte er Glück. Weder die Menschen noch der Zufall machten ihm einen Strich durch seine Pläne. Auch das Wetter erwies sich günstig, heitere Himmelsbläue sonnenglanzüberflogen,

die See unter leichter Brise voll aufathmend, in der Nacht wunderbar prächtiges Meerleuchten, der Mond hinter der Düne phantastisch aufsteigend. Zwar klagten die Herren über diese Milde und Gleichmäßigkeit, sie hätten sich Sturm und Nebelgrauen, Regenschauer und Wogendrang gewünscht, aber die beiden Damen verwiesen ihnen so gottlose Wünsche, wenn auch Susanne gestand, daß es ihr leid thun würde, ohne einen Sturm erlebt zu haben von der rothen Klippe scheiden zu müssen.

„Vertrauen Sie nur Ihrem Sterne,“ hatte Lunau gelacht, „Ihnen schlägt der Himmel nichts ab.“

Sich völlig von der andern Gesellschaft abzuschließen, lag weder in ihrer Absicht, noch wäre es möglich gewesen. Die Gräfin hatte den einen und den andern alten Bekannten getroffen, den sie nicht umgehen konnte; dieser und jener Hamburger und Bremer Kaufmann freute sich, den ehemaligen Chef des Hauses Lunau & Comp. in Mexiko, mit dem er zwei Jahrzehnte in geschäftlicher Verbindung gestanden, hier in Helgoland von Angesicht zu Angesicht zu sehen; Bassewitz knüpfte überall, wo er erschien, ein Gespräch und eine Bekanntschaft an. So

war denn oft ein größerer Kreis versammelt, als dessen natürlichen und von allen Seiten anerkannten Mittelpunkt sich die Gräfin betrachten durfte. Ihr Rang wie ihre Erscheinung und Liebenswürdigkeit sicherten ihr, auch ohne Widerstreit und Mißgunst der Frauen, diese bevorzugte Stellung. Aber wenn nicht in ihrem Kreise, so gab es doch außerhalb desselben eine feindliche Gruppe. Manche fanden an dem Auftreten der Gräfin die geringe Zurückhaltung, die allzu große Vergnügungssucht zu tadeln, einer Wittve in Trauerkleidern gezieme eine ernstere Haltung, Susannen warfen sie ihr kectes, abenteuerliches Wesen vor, daß sich so gar nicht für ein Gesellschaftsfräulein gezieme, und den Herren sagten sie nach, daß sie Lebemänner seien, in deren Verkehr der Ruf einer Frau nur Schaden leiden könne. Mit keinem Worte hatten sich die Senatorin Rickmers und ihre Tochter Charlotte an diesen Ausfällen betheiligt, dazu waren sie zu verschlossen, aber ihr Betragen und ihre Lebensweise bildeten jenen Fröhlichen gegenüber einen so starken und auffälligen Gegensatz, daß sie ohne ihr Zuthun als die stillen Gegnerinnen der Gräfin und Susannens angesehen wurden. Welche Rolle die

Gräfin in dem Leben ihres Gatten gespielt, wußte die Senatorin nicht; Rickmers hatte sein Verhältniß zu der Sängerin sorgfältig vor seiner Verlobten zu verbergen verstanden, und wenn auch eine Anspielung darauf später, nach ihrer Verheirathung, ihr von einer guten Freundin zugeflüstert worden war, so hatte sie eine viel zu geringe Theilnahme für die Bühne und ihre Heldinnen, um je darnach zu forschen, was aus der ersten Geliebten ihres Gatten geworden war. Die erste, die zu ihr von der Gräfin Rankau gesprochen, war das Fräulein von Güstrow gewesen, in jenen schillernden, böswilligen und doch vorsichtigen Aeußerungen, in denen das Fräulein von allen ihren „vornehmen“ Bekannten zu reden liebte. All' diese Bemerkungen fand die Senatorin jetzt, als sie die Gräfin sah, bestätigt. Auf dem engen Raum der Insel wiederholten sich täglich die Berührungen, bald im Fährboot, bald auf den Stegen im Oberland, die Blicke trafen sich, wie die Kleider an einander streiften.

In seiner humoristischen Laune hätte Bassewitz gern eine Anknüpfung an die „Grauen“ versucht, wenn auch nur, um das junge Mädchen mit dem wieder-

auferstandenen Lunau zu necken und zu ergründen, ob denn keine Ader der Weltlust in ihr schlüge. Aber die Gräfin schwieg auf alle Andeutungen, die er sich in dieser Hinsicht erlaubte, und Lunau erklärte sich laut gegen jede Annäherung, bei dem besten Willen auf beiden Seiten würden doch nichts als Störungen und Mißverständnisse herauskommen. So mußte sich Bassewitz bescheiden und Alles vom Zufall erwarten.

Heute war er später als die Anderen zu der Düne hinübergefahren. Er fand sie schon auf dem Sandhügel, im Schutz des niedrigen Gebüsches und ihrer Sonnenschirme, gelagert. Der Wind, der von Osten ihnen entgegenwehte, milderte die Hitze und trieb hier die Wellen in stärkerem Schwunge gegen die Strandsteine. An der Südspitze mußte die Brandung eine besonders heftige und das Schauspiel ein großartiges sein, meinte er. Aber nur Susanne erklärte sich bereit, ihren behaglichen Ruheplatz aufzugeben und den Gang nach der Spitze anzutreten. Dieß schien Bassewitz gerade recht, in wenigen Sekunden waren Beide lachend den Hügel hinabgelaufen. Unten zwischen den dünnen und scharfen Halmen des Sandhafers blühten in kleinen Büschen

die blaßblauen Strandlebköhen. Susanne pflückte eine Handvoll und band Gräser und Blüten zu einem Strauße zusammen.

„Was haben Sie mir zu sagen, Herr von Bassewitz?“ scherzte sie dazwischen. „Denn einzig um der Brandung willen gehen wir den Weg nicht.“

„Wie fein sind Sie und wie ungeschickt muß ich sein! Ich will nur hoffen, daß die Frau Gräfin und der Konsul mich nicht auch durchschaut haben.“

„Also führen Sie etwas gegen uns im Schilde?“

„Uns? Rechnen Sie sich auch zu ihnen? Und ich dachte mich Ihrer Hilfe zu versichern!“

„Doch nur zu einem guten Zwecke?“

„Zum schönsten. Denn was ist schöner als der Friede? Die feindlichen Häuser Lunau und Rickmers sollen versöhnt werden.“

„Da steck' ich meine Hand nicht dazwischen.“

„Aber die meine steckt schon darin. Und nicht aus Vorwitz; entscheiden Sie selbst. Ich bin ein höflicher Mann —“

„Lange nicht so höflich wie der Konsul.“

„Der hat es Ihnen also angethan!“ drohte er mit dem Finger und fuhr fort: „Als ich in das

Fährboot stieg, saß das Fräulein schon darin, zu meiner Verwunderung allein. Die Mutter hatte sich verspätet, sie kam eilig die Brücke daher. Vielleicht war es gar nicht ihre Absicht, hinüberzufahren, da sie mich aber neben ihrer Tochter sitzen sah, erschrak sie — ich mochte ihr den Eindruck eines Habichts machen, der auf das verlassene Stüchlein herabstößt. Am liebsten hätte sie sich vom Geländer in das Boot hinabgestürzt. Zu ihrem Unglück legten die Fährleute gerade die Ruder ein, sie trat von der kleinen Holztreppe fehl und hätte sich an den Pfählen eine arge Verwundung zugezogen, wenn ich sie nicht mit meinen Armen aufgefangen. Die Frau Senatorin in meinen Armen, ja, das Bild hätten Sie sehen mögen! Ohne einen vertretenen Fuß und eine Beule am Arm war es doch nicht abgelaufen. Die Tochter kämpfte mit einem Weinkrampf, wir Alle waren um die Frauen bemüht. Ich tröstete, so gut ich konnte, und bat sie, unser Boot, das an der Düne läge, sowie wir sie erreicht hätten, zu besteigen, um sogleich und behaglicher als in den überfüllten Fährbooten zurückzukehren. Natürlich — beiderseitige Weigerung, bis zuletzt ein Arzt, der mit uns fuhr, dahin ent-

schied, daß es das Gerathenste für die Senatorin wäre, umzukehren. Nun hörte wenigstens der Widerstand der Tochter auf, mein Anerbieten wurde mit Dank angenommen, Dicken Friedrichs, der Schilfgott, wie Sie ihn genannt, war zur Stelle, die Damen wurden in unser gutes Mittelboot gebracht, ich wartete, bis das Segel aufgezogen war . . . denke, daß sie jetzt drüben auf der Insel fein werden.“

Und mit der Hand sich gegen die Sonne schützend schaute er hinüber nach dem in bläulichen Schatten liegenden Strand, auf dem sich im tiefsten Farbenton die rothbrannen Felsen erhoben.

Sie hatten Sand und Gras, das Gestrüpp und die grün angestrichenen Badefarren auf den hohen Rädern hinter sich und gingen hart am Rande der See, je zuweilen vor einer weiter hinüberschlagenden Welle bei der steigenden Flut zurückweichend. So schmal ist die auslaufende Spitze, daß nur ein Damm von Steinen, welche das Meer ausgeworfen hat, die Wogen an ihrer Vereinigung von rechts und links hindert. Vor diesem Steindamm in dem feuchten Sande waren an der Ostseite von den Wellen, die hinauf und hinab rollten, Wasserlachen

gebildet, die immer größer wurden und die Susanne bald umging, bald überhüpfte.

„Soll ich Sie hinübertragen?“ fragte er, als sie wie zögernd vor einer dieser Lachen stehen blieb, während eine mächtige, grüngoldige Welle mit schneeweißem Kämme daherbrauste.

„Nein, ich rette mich auf die Steine,“ erwiderte sie und eilte auf den Damm hinauf, nicht ohne daß ihre Schuhe und der Saum ihres Kleides von dem Meerwasser bespült wurden.

„Soll das bedeuten, daß Sie mich auch in der andern Angelegenheit verlassen wollen?“ sagte er und folgte ihr. „Im Ernst, konnte ich anders handeln? Würde Lunau nicht dasselbe gethan haben?“

„Gewiß, Herr von Bassewitz. Ihre Ritterlichkeit verleugnet sich nie. Aber —“

„Kein Aber, Sie helfen mir die Geschichte in's Geleise bringen. Zunächst hat es noch keine Noth; wenn wir uns zum Aufbruch rüsten, liegt Dicken schon uns erwartend wieder im Boot an der Düne, ich werde ihm sagen, daß er von seiner Extrafahrt schweigen soll. So gewinnen wir Zeit, die Gräfin und Lunau vorzubereiten.“

„Die Damen werden der Gräfin einen Besuch machen, weil sie in deren Boot gefahren sind. Ach, Herr von Bassewitz, in welche Verlegenheit haben Sie uns Alle gestürzt!“

„Sie auch? Unser Freund Lunau hat den Rest von Abneigung, den er — ich weiß nicht recht, warum — gegen den todten Senator hegt, zu überwinden, die Frau Gräfin muß sich vielleicht ein wenig Zwang anthun, da sie die Fremden nur aus den Erzählungen des Fräuleins von Güstrow kennt, aber Sie! Fräulein Rickmers könnte Ihre Schwester sein!“

Susanne runzelte die Stirn, es war ihr, als hätte er ihr einen Stich versetzt, und doch war sie überzeugt, daß er nicht daran dachte, ihr wehe zu thun. „Woher kommt es, daß die bloße Erwähnung dieses Mädchens mir einen Schmerz verursacht?“ fragte sie sich, und aus dieser Empfindung heraus sprach sie:

„Ich fürchte mich vor diesen Fremden. Die Spieler sind abergläubisch, haben Sie mir erzählt, und der bis dahin Glückliche verliert plötzlich, wenn ein fremdes Gesicht ihm gegenüber auftaucht. So

geht es mir bei dem Gedanken, daß dieses Mädchen in unsern Kreis treten sollte.“

Detlev hielt seine Lippen zusammengepreßt, allein ein leiser, pfeifender Ton entschlüpfte ihnen doch.

„Spielen Sie denn, Fräulein Wildherz?“ scherzte er. „Und hohes Spiel? Versteh' mich auf Spieler-physiognomieen, schlechte mexikanische Gewohnheit, sehen aber nicht aus, wie Eine, die verliert. Am wenigsten dieser blassen und schüchternen Charlotte gegenüber; auch wenn wir sie an jenem Abend mit dem Konsul verheiratheten, Sie brauchen nicht eifersüchtig zu sein.“

Dunkelroth im Gesicht, die Augen mit einem Ausdruck halb des Vorwurfs, halb der verwunderten ängstlichen Frage auf ihn gerichtet, trat Susanne einen Schritt von ihm. Eine Antwort hatte sie auf seine Aeußerung nicht. Seit jenem ersten Abend nach seiner und Lunau's Ankunft hatte Detlev jedes verfänglichere Gespräch mit ihr vermieden. Und auch sie hatte die erregte Stimmung, die damals wie erweckt von dem Uebermaß der Sterne und dem nächtlichen Meerrauschen in ihr erklungen, nicht wieder aus ihrem jungen Herzen ausbrechen lassen. Die

Gegentwart Lunau's, sein freundlicher Gleichmuth, das ruhige Behagen, das er mit sich, der Welt und dem Leben empfand und auch auf die Uebrigen zu übertragen verstand, hatten sowohl auf ihr Verhältniß zur Gräfin wie auf den dunklen Drang, der sie Detlev entgegen trieb, einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt. Sie fühlte sich, seit Lunau auf der Insel war, nicht mehr schutzlos und verlassen, sondern sicherer und verständiger unter seinen Augen. Er war wie ein Bollwerk auch gegen die Hochflut ihrer eigenen Leidenschaft. Sie hatte aus ihrer Verehrung für ihn, aus der Freiheit und Fröhlichkeit, die ihr sein Benehmen einflößte, kein Hehl gemacht, aber zugleich ihre Empfindung über jede Mißdeutung erhaben geglaubt. Wie kam gerade Detlev zu seiner sie beschämenden Annahme? Verstand er sich so schlecht auf die Zeichensprache der Liebe? Errieth er so wenig die Neigung ihres Herzens?

„Ist meine Zunge wieder einmal mit meinen Gedanken durchgegangen?“ suchte er einzulenken, da er ihr betretenes Wesen bemerkte. „Halte Sie aber nicht für ein zimperliches Mädchen, das, um seine Sittsamkeit zu beweisen, die verletzte Sinnblume

spielt, wenn man ihm von Heirath, von der Liebe eines Mannes spricht. Sie sind tapfer und klug, darf ich als Kamerad zu einem Kameraden reden?“

„Sprechen Sie!“ Wie eine Hülle von Eis legte es sich um ihr Herz.

„In Alsheburg fragten Sie mich: was kann ein Weib? Und ich erwiederte lustig: einen Mann erobern. Nun brauchen Sie sich die Mühe der Eroberung gar nicht zu geben, mit dem ersten Blicke haben Sie sich ihn zu eigen gewonnen. Ballt sich die kleine Faust? Sie haben versprochen, als Kamerad zuzuhören, und wissen besser als ich, daß es nur von Ihnen abhängt, in drei Wochen Frau Konjul Lunau zu sein, allen Bremerinnen und Hamburgerinnen zum Troß.“

„Und Sie rathen mir dazu?“

Die Antwort hatte er nicht erwartet; er traute der Kühle ihres Tones nicht. Allein einen Rückzug mit Anstand hatte er sich abgeschnitten und überdies trieb ihn die Ueberzeugung vorwärts, daß Susanne, so lange sie frei wäre, ein Hinderniß seiner Verbindung mit der Gräfin sein würde. Der Sorge um Susanne ledig, würde Therese freier in die

Zukunft schauen und des eigenen Glückes gedenken. Noch war sie nicht, und jeder Tag zeigte es ihm mehr, in dem Alter wunschloser Entsagung. Und auch auf sich selbst mußte er Rücksicht nehmen. Vielleicht trat doch ein Augenblick ein, wo er dem Liebreiz des Mädchens nicht widerstehen konnte. Von der Verlobten seines Freundes drohte seinen Plänen keine Gefahr.

„Ja, Fräulein Wildherz,“ entgegnete er darum — und er konnte es mit gutem Gewissen thun — „welcher Bruder würde anstehen, seiner Schwester einen solchen Mann zu empfehlen? Eine Fülle der liebenswürdigsten Eigenschaften, ein außerordentliches Vermögen, die Achtung der Welt — verlangt Ihre Glücksumersättlichkeit mehr?“

„O, nur ein Quentchen mehr! Doch sind Sie ehrlich genug, es gar nicht zu zählen. Was soll auch die Liebe in Ihren Berechnungen!“

„Die Liebe? Liebt etwa Lunau Sie nicht? Oder schließen nach Ihrer Meinung graue Haare eine herzliche Neigung aus? Thut er nicht Alles, die Ihrige zu verdienen? Daß ein Mann anders um ein Weib wirbt, als ein Jüngling —“

„Nein, das brauchen Sie mir nicht zu sagen,“ brach sie aus. „Aber die Frage gestatten Sie mir, was läßt Sie so beständig sorgen, mich unter die Haube zu bringen? In Mischeburg mit Herrn Stechow und hier mit Herrn Lunau! Wenn ich jünger wäre und eines Vormunds bedürfte, würde ich Sie dazu wählen, Herr von Bassewitz, so eifrig sind Sie in Ihrer Obhut.“

„Vergelten Sie mir meine Freundschaft mit solcher Bitterkeit? Was kann ich anders wollen als Ihr Glück? Natürlich, wie ich es verstehe. Fühlen Sie sich zu einem ewigen Gesellschaftsfräulein bestimmt? Auf der einen Seite seh' ich einen Freund, einen trefflichen Mann, auf der andern ein Mädchen, dessen Geist und Anmuth in freieren und glücklicheren Verhältnissen sich noch schöner und reicher entwickeln würden, sehe, daß zwischen ihnen Beiden Wohlwollen und Theilnahme hinüber und herüber weben, und Sie behandeln mich wie einen aufdringlichen Heirathsvermittler!“

„Verzeihen Sie mir,“ bat sie, die Augen am Boden, die Hand mit dem Strauß an ihre Brust gepreßt. „Ich bin im Unrecht, wenn ich Ihre guten

Abfichten verkenne. Ja, ich möchte reich und unabhängig sein; aber das Glück mit einem solchen Opfer zu erkaufen, und daß Sie es sind, der mich dazu überreden will — Sie! Warum konnten Sie die grausame Lehre nicht der Noth überlassen?“

„Bis es zu spät wäre?“ fragte er leise. Dann hob er den Kopf, athmete in einem langen Zuge die Seeluft ein und fuhr gelassener fort: „Warum ich Ihnen rathe, das Glück festzuhalten? Weil ich selber das meinige thöricht verscherzt und es trotz allen Suchens und Mühens bis heute nicht wieder gefunden habe. Und was sollen Sie opfern? Irgend einen Mädchentraum, eine idealische Erscheinung! Etwas wie eine erste Liebe! Ist es das? O, Kind, wie schnell zerrinnt, wie spurlos verstäubt das! Auch ich hatte eine erste Liebe, auch mir brach Welt und Herz dem Anschein nach in Stücke, als die Geliebte statt eines armen Offiziers einen reichen Gutsbesitzer heirathete. Aber wir sind Beide gesund geblieben, und wenn ich sie mir jetzt in ihrer behaglichen Leibesfülle, mit ihren sechs Kindern, in der ganzen Prosa einer mecklenburgischen Landwirthschaft, vorstelle, preise ich mein Loos, und sie, falls sie

einmal von mir hören sollte, daß ich noch immer der Vogel auf dem Dache bin, wird ihren Vater segnen, daß er sie zu der Heirath mit dem ungeliebten Manne nöthigte, der ein Schloß hat und sie in Sammet und Seide kleidet. Erste Liebe — herrlichstes Wort, seligste Empfindung, goldigster Traum, vorausgesetzt, daß sie ungestillt und unerfüllt bleibt. Unter dem Hauche der Schwermuth ist das Schöne am schönsten. Meine, daß zu einem wirklichen Glück auch ein gelegentlicher Thränenschauer gehört.“

Und achtlos stieß er mit dem Fuß einen Kiesel fort, der, über die anderen Steine springend, in die See hinausflog. War es ihr Herz, das er so von sich stieß? Wo sie standen, endete die Düne. Ein schmaler Raum — die Spitze des Steindammes, davor ein Fleck Dünen sand, von dem die Flut mit jeder neuen Welle ein weiteres Stück verschlang. Von vorn und von beiden Seiten stürmte die See tosend, schäumend, sonnendurchblitzt heran, ein unaufhörliches Auf und Nieder, ein Bild ewigen Seins in beständiger Vergänglichkeit.

Susanne sah ihn nicht an, wie traumverloren irrte ihr Blick über das Meer bis zu dem glänzen-

den, wie Silber schimmernden Streifen, wo Wasser und Himmel sich berührten, wo der Kampf der Wogen beruhigt schien. „So,“ ging es ihr durch den Sinn, „könntest auch du Glanz und Ruhe gewinnen, wenn du dein Herz bezwängest!“

„Sie freilich,“ sagte sie, „Sie werden einem Traum nicht nachweinen. Was weiß der Mann von Liebe!“

Er lachte wider Willen aus vollem Herzen auf.

„Komme aus dem Lande der Yankee's, Fräulein Wildherz, und befürchte, daß wir Beide uns nicht über die Liebe verständigen würden. Ja, vermöchte die Liebe mein Glück zu zimmern . . .“

„Ich denke, Fräulein Charlotte Rickmers ist eine reiche Erbin.“

„Bravo, Sie zahlen mir meinen Lunau heim! So lob' ich Sie mir; wie schön kleidet Sie der Troß und der Geist. Und wollen Sie für mich werben?“

Mit einem raschen Ruck warf sie den kleinen Strauß in das Meer, im Nu hatte die Welle ihn auseinander gerissen.

„Wie hübsch die Blumen auf dem Wasser tanzen!“ sagte er gleichmüthig.

An ihr flog und zitterte Alles: sie hatte sich schon zur Umkehr gewandt und die Zähne aufeinander gepreßt, den Triumph wollte sie ihm nicht gönnen, Thränen in ihren Augen zu sehen.

Eine geraume Weile schritten sie schweigend neben einander, die Sonne schien ihnen in's Gesicht und der Wind wehte ihnen entgegen. Einmal beschlich Detlev's Gemüth ein kurzes Bedauern über den Schmerz, den er dem schönen Mädchen zugefügt. Wie tief der Stoß gedrungen, ahnte er nicht und mochte es um keinen Preis ergründen. „Es ist eine Wallung, die vorüber sein wird, wenn der Wind umspringt,“ beschwichtigte er sich selbst. „Wie hat sich ihr die Grille nur in den Kopf gesetzt?“ Und unwillkürlich richtete er sich in die Höhe. Welch' ein verführerischer Mann mußte er trotz seiner sieben- unddreißig Jahre und seiner Schulden noch sein! Die Gewißheit, daß Susanne ihn liebe, war für ihn die Bürgschaft, daß die Gräfin für seine Huldigung nicht unempfänglich sein würde; er hatte ihr weh gethan, aber zu ihrem eigenen Besten, und hatte dem arglos sich hingebenden Mädchen gegenüber als der vollkommene Gentleman gehandelt. Ob er sich ein

Verdienst daraus machte! Es gab doch nur einen Detlev Bassewitz auf Erden. Erst am Fuße des Dünenhügels nahm er das Gespräch wieder auf.

„Das sind die Folgen philosophischer Betrachtungen. Wie Trappisten haben wir den Weg zurückgelegt und nicht gewagt, einander anzublicken, um nicht einem memento mori in dem Gesicht des Andern zu begegnen. Und was ist lustiger als die Welt? Vergessen Sie nicht, theuerstes Fräulein, daß Sie in der Kaufmannskomödie Lunau und Rickmers eine Rolle spielen und mit mir verbündet sind.“

Susanne nickte mit dem Kopfe. Die Gräfin und Lunau erwarteten sie schon; sie schienen über ihr längeres Ausbleiben verstimmt, die Gräfin klagte über Kopfschmerz. Detlev bot ihr den Arm, sie an den Strand zu ihrem Boote zu führen.

„Haben Sie einen Streit oder . . .“ Lunau suchte nach einem Worte, denn „Erklärung“ getraute er sich nicht zu sagen — „etwas mit Bassewitz gehabt?“ Feinfühlicher als Detlev, empfand er an den schweren Athemzügen Susannens ihre nervöse Erregung.

„Keinen Streit, aber eine Ueberraschung. Herr von Bassewitz wird es Ihnen nachher ausführlicher erzählen, er hat mit den Damen Rickmers gesprochen und bei dem leidenden Zustand der Frau Gräfin bin ich in Angst und Sorge wegen der Folgen.“

„Der Unbesonnene!“

„Er konnte die Begegnung nicht umgehen, Sie werden selbst entscheiden, Herr Lunau. Nur daß er verlangt, daß ich die Frau Gräfin auf den nun unvermeidlichen Besuch vorbereiten soll . . .“

„Ueberlassen Sie es mir, mein Kind. Sie kämpfen mit Ihren Thränen. Was ist Ihnen?“

„Nichts, ich versichere Sie. Die Hitze wirkt mich nieder. Im Boot wird mir besser.“

In seine große rechte Hand hatte Lunau ihre schlanken Hände gefaßt.

„Es ist nichts mehr? Sie sagen es und ich glaube Ihnen. Aber mir fehlt etwas zu meinem Behagen, wenn der Sonnenschein aus Ihrem Gesicht gewichen ist. Ich will nicht, daß Sie leiden. Das ist ein lächerliches Wort, so in's Allgemeine hinein. Doch viele Wunden können leicht und schnell geheilt werden, wenn wir gleich an den rechten Arzt kommen;

wo ein so junger Kopf wie der Ihre Alles für verloren hält, findet mein alter noch mehr als einen Ausweg. Vielleicht sogar, nicht zum Paradiese, doch zu einer freundlichen Blumenau. Vertrauen Sie mir darum in allen Stücken, wie . . . wie einem Vater!" Das Wort kam ihm schwer an, allein er hatte kein anderes bereit.

Merkte sie den Zwang, den er sich anthat?

„Wie einem treuesten Freunde,“ entgegnete sie rasch, indem sie ihre Hände sanft aus der seinen löste und ihre Augen voll zu ihm aufschlug.

Der Gräfin that die Ueberfahrt nicht wohl; sie verzögerte sich, da die Leute eine Strecke weit das Segel nicht benutzen konnten und die Ruder anwenden mußten. Beim Landen entschuldigte sich die Gräfin darum für heute bei den Herren, sie würde mit Susannen in ihrem Zimmer essen, morgen hoffe sie wieder frisch zu sein. Den Männern war diese Aenderung der gewohnten Tagesordnung nicht unangenehm, Lunau gewann einen freien Nachmittag, lang aufgeschobene Briefe zu schreiben, und Detlev Muße, sich auch einmal seinen anderen Bekannten zu widmen und bei der Senatorin vorzusprechen: die

Höflichkeit erfordere es doch, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Zum ersten Male an diesem Nachmittage kam es wie ein tiefstes Unglücksgefühl über Susanne. Der Tod ihrer Eltern hatte sie mit bitterem Schmerz erfüllt, aber die Schwungkraft ihrer Natur und die helfende Hand, die ihr unmittelbar nach ihrem herben Verluste der Graf und die Gräfin dargeboten, hatten ihr schneller, als sie es für möglich gehalten, daraus geholfen. In dem raschen Wechsel ihrer Lage war sie sich ihrer Verlassenheit, ihres Alleinstehens in der Welt kaum bewußt geworden. Sie war immer ein eigenartiges Kind gewesen, ohne stärkeren Trieb, sich anzuschmiegen, und die Eltern hatten diesen Zug, für sich zu sein, mit sich allein zu leben, nicht zu beschränken gesucht. Und bei all' ihren kleinen Leiden und Freuden hatte Susanne es bisher als einen Vorzug empfunden, ohne Rath und Einrede Anderer das Gleichgewicht ihrer Seele zu behaupten. Heute regte sich mächtig und schmerzlich die Sehnsucht nach der Mutter in ihr. An ihrem Busen würde sie sich haben ausweinen können, eine Mutter hätte, was sie bedrückte, auch ohne Geständniß ihr nach-

empfunden. Furchtsam blickte sie zuweilen von ihrer Handarbeit zu der Gräfin hinüber, die zwischen Träumen und Wachen auf dem Sopha lag. Es war die einzige Frau, die sie länger und näher kannte; auch ihr beiderseitiges Verhältniß hatte sich in der letzten Zeit gebessert und vertieft — aber welche Schranke erhob sich doch zwischen ihnen! Susanne dünkte sie unübersteiglich. Wie heiße Glut schoß es ihr in den Nacken, als eine Regung sie durchbebt, sich ihr zu Füßen zu werfen und ihr Gesicht in ihrem Schooße zu verbergen. Wenn die Gräfin die Ursache ihrer Bekümmerniß erriethe, wach' eine Beschämung für sie! Den Kandidaten hatte sie verschmäht, um nun selber von Detlev verschmäht zu werden! Mit keiner Miene würde sie die Gräfin kränken, aber ihr tröstender Zuspruch schon würde für Susannens Stolz die härteste Strafe sein. Allein und ungeliebt: Wind und Wellen schienen keine anderen Laute zu kennen, wenigstens hörte Susanne aus ihrer Bewegung nichts als diese Worte heraus.

Dennoch störte der Telegraphenbote unerfreulich ihr Sinnen und Leiden. Er brachte ihr eine Depesche,

die sie mit ebenso großem Erstaunen öffnete, wie mit Unwillen überflog.

„Eine Nachricht aus Nischeburg?“ fragte die Gräfin.

„Nein, Gnädige, lesen Sie selbst.“ Lorenz Stechow telegraphirte aus Bremen an Fräulein Wildherz: „Komme morgen, bringe Ihnen wichtigste Nachricht.“ Der Gräfin entfiel das Blatt. Indem Susanne sich darnach bückte, um es von dem kleinen holländischen Teppich wieder aufzuheben, sagte sie in der Heftigkeit ihrer Leidenschaft: „Was fällt diesem Manne ein, mir seine Ankunft zu melden? In welchen Beziehungen bildet er sich ein zu mir zu stehen? Wichtige Nachricht!“ Und sie zuckte die Schultern. „Wenn man ihm Hoffnungen gemacht hat, wie schnell werden sie zu Schanden werden!“ Nichtslos hatte sie das Papier zerknittert und warf es auf den Tisch.

Die Gräfin hatte die Depesche nicht weniger aufgeregt. In der ersten Bestürzung hatte sie Susanne in ihre Arme schließen wollen, als müßten sie Beide sich gegen eine gemeinsame Gefahr zur Abwehr rüsten. Aber der Vorwurf, den das erbitterte

Mädchen gegen sie nicht zurückhielt, hemmte ihre Bewegung. Dieß war kein günstiger Augenblick, Susannen ein Geheimniß zu offenbaren. Statt ihren Zorn zu mildern, fachte ihn die Enthüllung vielleicht nur höher an. Sollte Alles zum Guten gelenkt werden, durfte das Mädchen nicht von seiner Leidenschaft die Richtung empfangen. Seit Therese es in ihr Haus aufgenommen und noch lebhafter seit dem Tode des Grafen, hatte sie gehant, daß ihr künftiges Leben von dem Ausfall einer solchen Stunde abhängen würde. Und wie sie jetzt in das glühende Gesicht Susannens, in diese mit einem unbeschreiblichen Ausdruck zwischen Schmerz und Trauer und Haß auf sie gerichteten Augen schaute, wünschte sie, daß wie vor Jahren eine tiefe Kluft zwischen ihnen läge. Wiederholt hatte sie Susanne vorbereiten, sie Schritt vor Schritt einweihen wollen — ein Etwas in dem Wesen des Mädchens, das keine Unfreundlichkeit war und doch jede Annäherung abzulehnen schien, hatte sie immer wieder abgeschreckt. An jenem Gewitterabend im Schlosse hatte sie gedacht, sich Detlev anzuvertrauen, die Möglichkeit eines Zusammentreffens mit Lunau, die er ihr eröffnete, hatte ihr

diesen, ihren ältesten Freund, als den Pfadfinder aus dem Labyrinth gezeigt. Seine Vermittlung schien ihr jede andere überflüssig und obenein bedenklich zu machen. Ihm war sie Wahrheit schuldig und ersparte sich das Erröthen. An seinem Herzen ruhend, würde sie die alte Zeit ohne Reue heraufbeschwören und die künftige friedlich gestalten können. Und nun war sie ihm gegenüber ebenso befangen und wortlos gewesen, wie vor Susannen. Noch bestimmter als das junge Mädchen lehnte der Fünfzigjährige die Vergangenheit von sich ab, nicht unvergessen, aber todt sollte dieselbe für ihn sein. So hatte sie das Lästige, weil es sie nicht unmittelbar bedrängte, von Tag zu Tag aufgeschoben, in der Erwartung, daß ihr das Glück auch in dieser Sache zur Seite stehen und die Entscheidung still und geräuschlos herbeiführen würde. Jetzt wußte ein Fremder um ihr Geheimniß: sie las es nicht sowohl aus den Worten der Depesche, als aus der Kühnheit, mit der Lorenz sich an Susanne wandte — ein Fremder, den sie selbst auf die Spur gebracht, indem sie ihn zur Bewerbung um das Mädchen ausgespornt. Durch dieselbe Handlung hatte sie sich

das Herz Susannens entfremdet und Lorenz auf die Bahn gewiesen, die ihn zu einer Entdeckung geführt, welche er nur aus ihrem Munde hätte vernehmen dürfen.

Aber jede Klage war jetzt vergeblich; es galt, Susanne vor einer vorzeitigen, unbedachten Mittheilung zu bewahren, und die Gräfin traute sich die Macht und die geistige Ueberlegenheit zu, das Schweigen des Kandidaten zu erzwingen. Eine solche Kunde aus seinem Munde würde das Mädchen zu den äußersten Entschlüssen fortgerissen haben. Darum bemühte sich Therese zunächst nur, Susannens Zorn zu beschwichtigen und ihr jeden Verdacht zu benehmen. Sie erklärte Alles aus Stechow's Leidenschaft für Susanne und gab ihr zugleich die Versicherung, daß sie nichts von derselben zu besorgen habe: sie selbst würde sich zwischen Susanne und den Kandidaten stellen. Mit kargem Dank begegnete das Mädchen ihren Betheuerungen und Liebkosungen, der Argwohn, daß die Gräfin immer noch an ihrem Plane, sie mit Lorenz zu verheirathen, im Stillen festhalte, wollte ihr nicht aus der Seele weichen. Trotz der Anstrengungen, die sie machte — es ging nicht, sie vermochte zu dieser Frau kein Herz zu fassen.

Die Sonne war längst gesunken, der Mond emporgestiegen, ehe es ihr möglich wurde, sich zu entfernen. Sie dürstete nach einem Athemzug Freiheit, nach einem Ausblick in das Unbegrenzte und eilte nach dem Oberland hinauf. Auf allen Pfaden war es einsam. Aus den Schenken und Vergnügungssälen schallte fröhlicher Lärm, Gläserklingen, das Rollen der Kugeln auf der Kegelbahn und das Fallen der Kegel. Es war Windstille, kein Laut drang vom Meere herauf. Aber wie sie die Kartoffelallee entlang schritt, sah sie gen Osten seine im Mondlicht glitzernde Oberfläche. Die Ruhe umher schien es ihr anzuthun, sie mäßigte ihren raschen Gang und mit ihrer Eile ließ auch der Sturm lauf ihrer Gedanken nach. Es war ihr gewesen, als ob sie von ihnen verfolgt würde und sich nur durch einen Sprung in's Meer vor ihnen retten könnte. Jetzt wichen sie langsam einer nach dem andern von ihr zurück, keinen versuchte sie festzuhalten. Der Verlassenheit um sie her entsprach die Leere ihres Herzens. Nichts empfand sie, als die Sehnsucht, still und schmerzlos wie die Wolke dort im Grau des Himmels zu verschweben. Die Werthlosigkeit

ihrer tiefsten Gefühle, die Wichtigkeit ihrer Hoffnungen, das Einerlei des Daseins flossen ihr zu einem uferlosen Meere der Gleichgültigkeit zusammen. Gab es eine Rettung daraus? Oder endete alles Irdische an dem einen Ziele: Enttäuschung? Führte die höchste Leidenschaft wie der gemeinste Kausch zu derselben Entnüchterung? Gleichviel: sie wollte nicht länger in diesem Zustand verharren, in dieser Abhängigkeit von der Gräfin, unter der wohlwollenden Gönnermiene Detlev's, den Bewerbungen des Kandidaten ausgesetzt. Ja, warum zögerte sie auch nur eine Minute, das Mittel anzuwenden, das sie aus all' ihrer Verlegenheit und Verworrenheit befreien würde? Sie zweifelte nicht an der Mächtigkeit desselben. Nur diesen schmalen Steg nach dem Dorfe brauchte sie einzuschlagen, in der kürzesten Frist würde sie im Schweizerhause sein. Unwillkürlich warf sie den Kopf, obgleich sie Niemand sah, mit dem Ausdruck der Siegesgewißheit in den Nacken zurück. Wenn sie wollte, war sie noch diesen Abend die Verlobte Lunau's, so frei und reich wie die Gräfin, sie konnte Detlev seinen guten Rath mit einer Handvoll Gold bezahlen — mit jenem Gold, das für ihn allein Werth hatte.

Und dennoch ging sie geradeaus, der Nordspitze zu, ohne sich umzuschauen. Dem jungen Herzen fiel es schwer, auf die Liebe zu verzichten. Die gelassene Freundschaft, die sie für Lunau hegte, war das Gegentheil der Leidenschaft, die in ihrer Brust loderte. Vielleicht hätte sie sich in der Wildheit ihres Trostes einem Manne ergeben können, den sie haßte, aber vor dem Gleichmaß der Zärtlichkeit, vor der ruhigen Neigung, die sie in einer Ehe mit Lunau einzig fordern und einzig gewähren konnte, schreckte sie zurück . . . unbewußt und widerwillig . . .

An einem und noch einem verspäteten Wanderer, die nicht auf sie achteten, vorüber, war sie zu der Nordspitze gekommen. Eine graue Gestalt saß ihr den Rücken zuehend auf der Bank. Wie Susanne an ihr vorbei zu den Drahtseilen, die hart am Absturz zwischen Holzpflocken gespannt den ganzen Grasraum einhegen, schritt, hob jene den Kopf und war im nächsten Augenblick auf den Füßen.

Die beiden Mädchen erkannten sich, begrüßten sich . . .

„Fräulein Rickmers —“

„Fräulein Wildherz —“

Keine hätte sagen können, ob sie oder die Andere zuerst gesprochen.

„Wie geht es Ihrer Frau Mutter?“ fragte dann Susanne, als die Gewandtere und Entschlossenerere.

„Es ist keine Gefahr, auch von dem Schreck hat sie sich erholt, nach einigen Tagen der Ruhe wird sie völlig wiederhergestellt sein. Sie hat mich von ihrem Bett geschickt, frische Luft zu schöpfen, und ich bin hier heraufgegangen, mich zu sammeln und Gott zu danken.“

„Wofür?“ Mehr aus ihren schmerzlichen Gedanken fragte es Susanne heraus, als auf die Rede Charlottens.

„Daß er mir die Mutter erhalten hat. Sie denken wohl, ein so kleiner Unfall! Aber bei der Kränklichkeit meiner Mutter! Wenn ich sie verlöre — wie beklagenswerth ist das Loos einer Waise!“

„Ich bin es.“

„Vergeben Sie mir, daß ich Sie daran erinnert, ich wußte es nicht.“

„Ich bin heute schon öfters und schmerzlicher daran gemahnt worden.“

„Doch Sie haben in Ihren Freunden einen gewissen Ersatz gefunden; ich würde allein, freund- und hilflos in der Welt dastehen.“

„Hilflos? Ein so reiches Mädchen! Und ohne Freundschaft? Was erwirbt uns denn Freunde, wenn nicht der Reichthum?“

„Was für Freunde wären das! Mich beängstigen irdische Güter mehr, als daß sie mich froh und glücklich machten.“

„Weil Sie noch nicht gelernt haben, sie zu gebrauchen. Wenn ich reich wäre“ — wie ein Blick fuhr es ihr durch den Sinn, daß schon die Hälfte von Charlottens Vermögen genügen würde, sie Detlev als begehrenswertheste Braut erscheinen zu lassen: ein Blick, der ihr die Erbärmlichkeit der Welt und ihr eigenes Glend zeigte.

Für Charlotte hatte das Gespräch den Reiz der Neuheit; solchen Gedanken und der Reckheit, mit der sie ausgesprochen wurden, war sie noch nie begegnet.

„Wenn Sie reich wären,“ sagte sie, „könnten Sie nach Köstlicherem trachten, als der Arme? Nach dem Frieden mit Gott, mit sich selbst und den Anderen?“

„Ja, nach dem Frieden! Und sind Sie in Frieden mit sich?“

„Nach einer schweren Prüfung kann ich sagen: ja. Wenigstens bin ich demüthig in Gottes Willen ergeben, der sich mir so gnädig erwiesen. Und auch in unserem Zusammentreffen, Fräulein Wildherz, erkenne ich dankbar ein neues Zeichen seiner Huld. Es hat mich geschmerzt, daß zwischen Ihnen und uns, ohne Schuld und Veranlassung, etwas wie Abneigung und Entfremdung bestanden, während ich — und ich glaube eben so sehr meine Mutter — gern eine Annäherung gewünscht.“

„Doch wohl kaum mit uns Allen, sondern mit dem Herrn Konsul Lunau?“

Charlottens Sanftmuth ertrug die harte Entgegnung.

„Was mich betrifft, war meine Theilnahme — ach, Sie sind so kritisch und verständig und ich will darum lieber sagen meine Neugier, mit Ihnen zu verkehren, nicht weniger groß, als mein Verlangen, mit Herrn Lunau zu sprechen. Es ist so natürlich, daß ich mich nach einer Gefährtin sehne, und Sie sind so verschieden von all' den Mädchen, die ich kenne.“

„Anderſ, Fräulein Rickmerſ, aber nicht beſſer.“

„Wenigſtens mir ſind Sie in Allem überlegen. Der Unfall meiner Mutter iſt uns nun zum doppelten Segen geworden, er hat mir Ihre, er hat uns Herrn von Baſſewiſ's Bekanntschaft gebracht —“

„Und Sie hoffen —“ und Suſanne ſuchte durch ein Lächeln das Herbe ihrer Erwiederung zu verſüßen — „durch uns auch an den Herrn Konſul zu kommen?“

„Sie wundern ſich, daß zwei Frauen, die ſo geringe Beziehungen zu der Außenwelt haben und außerhalb jedes Geſchäftes ſtehen, ſich ſo eifrig um die Bekanntschaft eines ihnen fremden Mannes bemühen? Aber es iſt mir ein Herzensbedürfniß, mich einmal mit Herrn Lunau auszuſprechen. Er hat mich wachend und im Traume ſo lange beſchäftigt, daß ich nach der Erfüllung dieſes Wunſches trachten werde, ſelbſt auf die Gefahr hin, Ihnen und dem Herrn Konſul unweiblich zu erſcheinen.“

„Davor ſind Sie bei ihm ſicher, er iſt zu wohlwollend und zu vorurtheilslos, um Ihrem Verlangen nicht zu willfahren und demſelben eine andere Deutung

zu geben, als die Sie zur Erklärung desselben ihm mittheilen wollen.“

„Auch handelt es sich nicht um mich, sondern um meinen Vater. Ich möchte das Andenken meines Vaters von jedem Flecken rein sehen und ich weiß aus untrüglichen Zeichen, daß er in seiner Jugend mit Herrn Lunau eng befreundet war, daß er in seinen späteren Jahren schwer an dem Bewußtsein einer Schuld trug, die er dem Freunde zugefügt, die jenen, wie ich annehmen muß, über das Meer aus der Heimat vertrieben hat. Sagen Sie mir, hat der Konsul je von meinem Vater mit Unwillen und Bitterkeit geredet?“

„Niemals, wenigstens nicht in meiner Gegenwart.“

„Eine Weile dachte ich jenem Manne, wenn ich ihn je begegnen sollte, all' die Verluste, die er durch meinen Vater erlitten, zu ersetzen und ihm ein sorgenfreies Alter zu bereiten. Lachen Sie über den kindischen Gedanken, als ob mit Geld eine verlorene Jugend aufgewogen werden könnte! Aber ich möchte mich Herrn Lunau zu Füßen werfen und ihn bitten, meinem Vater zu vergeben.“

Susanne prüfte sie mit ihren scharfen grauen Augen, gleichsam von Kopf bis zu den Füßen, bis in das innerste Herz. „Das sollst du nicht,“ sprach sie für sich. Dieses schwärmerische Kind war im Stande, sich selbst zum Opfer zu bringen, um der Schuld des Vaters willen.

„Aber, mein theuerstes Fräulein,“ sagte sie nicht ohne Ironie, „betrachten Sie die Dinge nicht von einem zu erhabenen Standpunkt? Und wenn Herr Lunau von jenem ganzen Vorfall, den wir Beide nicht kennen, nichts mehr als die halbverwischte Vorstellung eines Streites zwischen jungen Leuten, eines Freundschaftsbruches behalten hat? Wie seltsam müßte ihn Ihre schöne Empfindsamkeit berühren!“

„Herr Lunau wird mich verstehen, er ist ein Kaufmann, wie mein Vater es war, eine Nickmers kann eine Schuld ihres Vaters nicht unbezahlt lassen, in irgend einer Weise muß sie dieselbe tilgen.“

Wie sie so redete, erschien sie Susannen noch größer, als sie war, und ihr Gesicht verklärter. Oder war es nur der Mondschein, der, darauf fallend, diesen Glanz hervorbrachte? Sie wandelten den Pfad von der Nordspitze zu dem Dorfe zurück.

Der Mond, der voll über dem Leuchtthurm stand, hatte über Alles einen weißen, geisterhaften Schimmer und Duft verbreitet. Ihr Weg, zwischen dem fahlgrünen Kartoffelkraut, das ihn auf beiden Seiten mit Blättern und Blüten einrahmte, dehnte sich vor ihnen wie eine weiße, glatte Marmorbahn aus. Ihnen zur Linken auf dem dunklen Meer lag die Düne wie das gebleichte Riesengerippe eines gestrandeten Seeungeheuers. In der Ferne schienen Nebel aus den Wassern aufzusteigen und langsam näher zu ziehen. Der weiße, schlank aufsteigende, runde Leuchtthurm mit der schimmernden Laterne, aus deren Scheiben der Goldglanz der Petroleumlampe weithin durch den weißlich-grauen Dunst leuchtete, nahm phantastische Formen an. Die Stille über Land und Meer, die Unermeßlichkeit des Horizontes, dessen Ende bei der Dämmerung nicht zu erkennen war, erhöhten die Feierlichkeit der Stunde.

„Und Sie würden sich zu jeder Zahlung entschließen?“ fragte Susanne, von Charlottens Worten betroffen.

„Zu jeder. Ich glaube sogar, die schwerste würde mir die liebste sein.“

„Welch' ein Opfermuth! Ich bewundere ihn, aber ich würde ihn nicht nachahmen.“

„Brauchen Sie es denn?“ meinte Charlotte, und ein sanftes Lächeln verschönte ihre blassen, unbedeutenden Züge. „Wer so anmuthig und so klug ist wie Sie, dem bringt man Opfer, man verlangt sie nicht von ihm.“

Und zu welchem Opfer wollte sich Susanne selber zwingen!

Darüber waren sie in eine der schmalen, von einer vereinzelt Laterne kaum erhellen Dorfstraßen eingebogen und gingen zwischen den niedrigen kleinen Häusern und den Vorgärtchen, aus denen die Zweige des Buschwerks über sie hinstarrten. Ganz aus der Nähe drangen die Töne einer Geige melodisch durch das Schweigen zu ihnen. Noch einige Schritte, und sie waren vor dem Schweizerhause.

„Wer spielt da?“ fragte Charlotte.

„Still!“ Und Susanne legte den Finger an die Lippen. „Herr Lunau. Er wohnt dort oben.“

Die Fenster im ersten Stockwerk standen offen; Lunau spielte vor seinem Notenpult eine einfache, rührende, altmodische Weise von Haydn. Die

Mädchen waren in den Garten dem Hause gegenüber geschlüpft. Hier hinter Büschen und Gesträuchen konnten sie nicht leicht bemerkt werden. Der starke, würzige Geruch blühender Nefedast erfüllte ringsum die weiche Luft. Vorn über ein Gitter und eine Ligusterhecke hinweg sahen sie auf das Meer hinab. Leise scholl das Rauschen der nahenden Flut bis zu ihnen hinauf.

„Wie herrlich und geheimnißvoll ist diese Nacht!“ sagte Charlotte und drückte zwischen Zärtlichkeit und Furchtsamkeit Susannens feste und kühle Hand. „Wie viel des Guten, ich bin dessen gewiß, verbirgt Gott für uns in ihrem Schooß!“

Ueber ihnen klangen und verschwebten lang hingezogen die Töne von Lunau's Geige.

„Wohin geht der Ton? Wohin verweht der Nefedaduft?“ fragte Susanne halb für sich. „Dahin möcht' ich!“

Nun erstarb der letzte Klang — es war ihnen, als schloße er seine Fenster.

„O, Fräulein Wildherz,“ bat Charlotte und schmiegte sich schluchzend an sie, „mir ist, als hätte uns diese Stunde zu Schwestern gemacht. Ich habe

ein solches Gefühl wie Ihnen gegenüber nie gehabt, verschmähen Sie meine Freundschaft nicht!"

„Die Freundschaft eines so liebenswürdigen Mädchens?“ Und Susanne küßte sie mit einem kalten Kusse auf die thränennassen Augen. „Wie stünde ich mir da selbst im Lichte!“ Aus einem der Beete riß sie ein paar Resedablüten, theilte sie, steckte die einen an Charlottens Busen, die anderen an ihre Brust und sagte: „Ihre Freundin, Fräulein Rickmers!“ Noch nie hatte Charlotte über und um sich einen solchen Zauber verspürt.

Weniger romantisch hatte Detlev seinen Abend verbracht. Im Hause hatte er nicht sitzen bleiben wollen, da Lunau zu ernsthaft und anhaltend mit dem Schreiben seiner Briefe beschäftigt war, um seinen Reden Gehör zu schenken. Auch war der Konsul sichtlich von Plänen und Gedanken, seit ihrer Rückkehr von der Düne, in Anspruch genommen und nicht zur Mittheilung geneigt. Detlev schob Lunau's Schweigsamkeit und Ernst auf das bevorstehende Zusammentreffen mit der Senatorin und ihrer Tochter. „Welch' ein Aufhebens sie davon machen," brummte er, die Treppe langsam hinuntersteigend, „als ob eine Staatsaktion

oder ein Kriminalprozeß im Anzug wäre, wenn eine alte Dame und ein alter Herr sich guten Tag sagen und auf der Promenade einen Gruß tauschen!“ Er war dann am Strande auf und ab spaziert, hatte dem müßiggängerischen Treiben der Schiffer, die an der Brücke faulenzten, zugehört, den Geruch des grünbraunen Seetangs eingeathmet, bis er ihm widerlich wurde, und war zuletzt, um sich die peinigende Langeweile zu vertreiben, in die Glashalle des Strandpavillons eingetreten. Bei schweren Cigarren, Cognac und schwarzem Kaffee wurde hier an einigen Tischen gespielt, meist Whist oder Skat, gelegentlich wohl auch ein Hazardspiel. Es gab vielerprobte und leidenschaftliche Spieler in der Badegesellschaft, welche die Aufhebung der Spielbank auf der Insel als eine schwere Schädigung ihres Vergnügens betrachteten und sich nach Kräften bemühten, sie im Kleinen zu ersetzen. Bald saß Detlev in einem solchen Kreise, spielte, gewann und verlor — eine geringe Summe, wenn er sie mit dem verglich, was er vor Jahren in Mexiko und New-York verloren, aber doch mehr, als seine bescheidene Börse gerade jetzt ver Schmerzen konnte. Mit heiterer Miene, in

der Hoffnung, daß die Herren ihm nächstens die Revanche nicht schuldig bleiben würden, verabschiedete er sich von ihnen. Draußen flog doch ein Schatten über sein Gesicht: ohne eine Anleihe bei Lunau würde es nicht ablaufen. Welch' elendes Leben führte er! Daß der Verlust von einigen hundert Mark ihn gleich in Verlegenheit setzte! Der Baron von Bassewitz als Pfennigfuchser — nein, so ging es länger nicht. In der Fremde, wo ihn Niemand kannte, fiel es ihm nicht schwer, sich einzuschränken, kamen doch wieder Tage, die ihm erlaubten, stattlicher aufzutreten und reichlichere Speisen von seinen Auftraggebern zu fordern. Hier verlockte ihn der Müßiggang, das Zusammenleben mit Lunau, der das Geld nicht ansah, zu Ausgaben, die seine Einnahmen um so mehr überstiegen, da er nichts verdiente. In Rumänien und in der Türkei war er ein Ingenieur, ein Feldmesser im Solde deutscher oder englischer Unternehmer, hier aber war er ein wirklicher Baron, vom ältesten deutschen Adel. Sollte er den Gegensatz zwischen seinem großen Hunger und seinem schmalen Beutel ungelöst bis zu seinem Lebensende mit sich herumschleppen? Hatte er nur einen klugen

Noth für diese kleine Susanne, die trotz ihrer Klage um die unglückliche erste Liebe jetzt offenbar ihren Feldzugsplan wider Lunau ausspann, und wagte keinen kühnen Griff für sich selbst? Vorsicht war freilich geboten, die Gefahr lag nahe, daß die Gräfin gleich seine Absicht durchschauen und ihn bei seinen ersten Worten einmal und für immer anhalten würde. Er durfte nichts äußern, was zur Noth nicht als zärtlichere Theilnahme und Freundschaft ausgelegt werden konnte. Je natürlicher es war, daß die Gräfin ihr Vermögen als einen Hauptgrund seiner Bewerbung betrachten würde, um so feiner mußte er durchblicken lassen, daß ihr Reichthum ohne ihre Person nur von geringem Werthe für ihn wäre.

In den Zimmern der Gräfin sah er Lichter und Lampen brennen. Es konnte nicht als Störung aufgenommen werden, wenn er noch anfragte, ob sich der Kopfschmerz der Frau Gräfin verloren habe, und ihr eine gute Nacht wünschen ließ. Er hatte Glück, statt in der Hausflur mit dem Kammermädchen ein Duzend Worte zu wechseln, wurde er gebeten, einzutreten. Es war die Zeit, wo sich im Oberlande an der Nordspitze Susanne und Charlotte

trafen. Obgleich die Gräfin selbst Susanne zu dem Spaziergang aufgefordert hatte, war ihr doch bald, nachdem das Mädchen das Haus verlassen, die Einsamkeit peinlich und lästig geworden. Der unerwartete Besuch Detlev's gewährte ihr mehr als eine willkommene Zerstreuung, er gab ihren hin und her irrenden Gedanken eine bestimmte Richtung. Ohne Rückhalt konnte sie mit ihm über den Kandidaten reden, hatte sie ihm doch kein Geheimniß aus ihrer Absicht, Susanne und Lorenz zu verheirathen, gemacht; sie zeigte ihm Stechow's Depesche und theilte ihm mit, in welche Aufregung dieselbe das Mädchen und natürlich auch sie versetzt. Nicht nur um ihr gefällig zu sein: Detlev war in Wirklichkeit über die Vermeßlichkeit und Leidenschaft des Kandidaten erstaunt.

„Wichtige Nachricht?“ fragte er. „Hat ihm eine Erbschaft oder ein Erfolg auf der Kanzel den Kopf verrückt?“ Aber nach einem kurzen Besinnen schlug er sich vor die Stirn. „Welch' ein Dummkopf bin ich, das zu vergessen! Ich habe des Räthfels Lösung, Fräulein von Güstrow hat ihm diese Nachricht eingeblasen.“

Die Gräfin stand ihm dicht gegenüber.

„Das Fräulein von Güstrow,“ — sie vollendete nicht, aber Detlev fühlte ihren kurzen und heißen Athem. War hier der kühne Griff einzusetzen?

„Fräulein von Güstrow,“ sagte er langsamer, als es seine Gewohnheit war, „wollte mich auf die merkwürdige Aehnlichkeit aufmerksam machen, welche nach ihrer Meinung zwischen Fräulein Wildherz —“

„Und wem?“

„Und dem verstorbenen Grafen bestehe.“

„Welch' ein Aberwitz!“ brach die Gräfin aus. Es war einer jener Herzlaute, gegen den kein Zweifel aufkommen konnte. „Und Sie glauben, daß Stechow dieß auch allmählig herausgefunden hat? Es ist möglich, der Unsinn hat etwas Ansteckendes. Weil der Graf stets Susannen seine Theilnahme bewiesen — und was haben Sie dem Fräulein von Güstrow damals erwidert?“

„Nichts, und da ich an Fräulein Wildherz keine Aehnlichkeit mit irgend Jemand, den ich kenne, zu entdecken vermag, habe ich die thörichte Rede gänzlich vergessen. Bei dem Kandidaten scheint sie auf günstigeren Boden gefallen zu sein. Was er aber auch dem Fräulein für eine Nachricht zu melden hat,

Sie, Frau Gräfin, können mit Recht die erste Mittheilung verlangen. Das junge Mädchen lebt seit Jahren in Ihrem Hause, unter Ihrer Schutze, ich glaube, Herr Stechow ist trotz der Brille unserer gemeinsamen Güstrower Freundin klarfichtig genug, dieß einzusehen und zu beachten. Sie werden ihm das Ungehörige seines Auftretens verweisen und ihm sein künftiges Verhalten vorschreiben. Ein Theologe geht durch ein Nadelöhr — und in Ihnen verehrt er überdieß seine zukünftige Patronin.“

Nicht allein, daß Detlev's Vorschlag sich mit ihrem eigenen Plane deckte, noch mehr beruhigte sie seine Auslegung der Stechow'schen Worte. Die Arglosigkeit, die er zeigte, gefiel ihr in demselben Maße, wie die Energie, zu der er ihr rieth. Ein Lächeln schwebte wieder um ihre Lippen.

„So hart, wie Sie ihn schütteln würden,“ sagte sie, „werde ich den armen Kandidaten nicht anfassen dürfen, ganz ohne Schuld bin ich nicht an der Verwirrung.“

„Ihre Güte hat etwas Rührendes, Frau Gräfin. Denken Sie denn immer nur an Andere und nie an sich?“

„Vielleicht denk' ich nur zu sehr bei alledem an mich und an mein Schicksal.“

„Wirklich? Auch an Ihr Schicksal — jenseits des Trauerjahres? Eine Frau wie Sie kann doch nicht beständig in Schwarz gehen, nicht beständig rückwärts blicken und um die Heirath ihrer Gesellschafterin als Lebenszweck sorgen.“

Er hatte das mit so gutem und geziemendem Scherz gesprochen, daß Theresie in dem gleichen, wenn auch gedämpfteren Tone entgegnete:

„Soll ich mir noch eine Zukunft außerhalb Nischeburgs ausmalen? Etwa gar die große Tour durch Amerika und Australien, wie sie die Künstlerinnen unternehmen, welche die Mittagslinie passirt haben? Aber was habe ich von der Zukunft zu erwarten? Weder Reichthum noch Ruhm. Nicht einmal mehr Aufregungen! Die Kerze glimmt noch, allein wo ist ihr Glanz und ihre Wärme?“

Unwillkürlich gedachte sie Lunau's. Wie hatte er sie einst geliebt! Jetzt war sie eine alte Frau für ihn — und sie wandte den Kopf zur Seite, als müsse sie auch Detlev, wenn er sie schärfer anschaue, als eine solche erscheinen.

Diese Bewegung hatte etwas so Anmuthiges und Verführerisches . . .

„Wo ist Ihr Glanz und Ihre Wärme?“ rief Detlev aus und wollte, seine Arme wie unwillkürlich öffnend, sie umfassen. Da sie bestürzt zurückwich, faßte er sich. „Vergebung, gnädige Frau,“ bat er und küßte ihre Hand, „warum sind Sie so schön!“

War es möglich, ihm zu zürnen? Oder war es lächerlich, die Beleidigte zu spielen?

„Welche Thorheit, Herr von Bassewik,“ sagte Therese, ihm langsam ihre Hand entziehend, „gute Nacht, gute Nacht!“

Detlev konnte die große Treppe noch nicht erreicht haben, als Susanne von der andern Seite in die Villa trat, sie war über die Türlandterrasse gegangen.

„Hatte die Frau Gräfin noch Besuch?“ fragte sie. Ihr Gesicht war bleich und sie hielt die Arme verschränkt auf der Brust, als fröre sie.

„Herr von Bassewik war bei der gnädigen Frau,“ antwortete die Zofe. „Sind Sie ihm nicht begegnet?“

„Nein; sagen Sie der Frau Gräfin, daß ich
Frenzels, Nach der ersten Liebe. II. 7

zurückgekommen: sie möge mich entschuldigen, ich sei so müde.“

Und schwankenden Schritts, sich am Geländer festhaltend, schritt sie die Stiege zu ihrem Zimmer hinauf. An dem Hause vorübergehend, hatte sie durch die dünnen Vorhänge die beiden Schatten gesehen.

Achtes Kapitel.

Am nächsten Tage lag über der kleinen Gesellschaft, als sie sich in der zwölften Stunde in der Alexandra, einem der Wirthshäuser am Strande, zum Frühstück zusammenfand, eine von Jedem empfundene und doch von Keinem mit einem bestimmten Namen zu nennende Spannung. So zogen seit einer Weile am Himmel, der bis dahin in ungetrübter Bläue gegläntzt, allerlei leichte Wind- und Regenwolken, weiß und grau, auf, mit denen die Sonne einen mühsamen, aber noch siegreichen Kampf zu bestehen hatte.

Die Gräfin und Susanne waren, da sie nicht zur Düne hinübergefahren, den Herren an der Landungsbrücke entgegengekommen. Was Jede von ihnen im Sinn und Herzen trug, suchten sie nach Möglichkeit vor einander zu verbergen und unbefangen

zu erscheinen. Ohne die Frage Theresens abzuwarten, was ihr auf ihrem Spaziergang begegnet, hatte Susanne über ihr Zusammentreffen mit Charlotte Rickmers berichtet, wie Herr von Bassewitz schon am Morgen mit den beiden Damen bekannt geworden sei, wie sie unter diesen Umständen die Begrüßung und die dargebotene Hand des Fräuleins nicht habe zurückweisen können. Der Gräfin war es, als fügte sich eine neue Masche zu dem Netz, das sich eng und enger um sie zusammenschloß. Sie hätte etwas ganz Anderes sagen und ausrufen mögen und kam doch vor dem kalten Blick und Ton Susannens nur zu der Frage:

„Und wie hat Ihnen das Fräulein gefallen?“

„Sie gewinnt im Gespräch,“ antwortete Susanne, „es wird der Frau Gräfin leicht werden, einen flüchtigen Verkehr mit ihr zu unterhalten.“ Wie um Vertrauen mit Vertrauen zu erwiedern, hatte ihr die Gräfin dann Detlev's Besuch mitgetheilt. „Herr von Bassewitz war noch bei der gnädigen Frau?“ hatte Susanne mit einem stechenden Blick gefragt, daß die Gräfin verwundert aufschaute. Er sei gekommen, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen,

sie habe ihm von der bevorstehenden Ankunft Stechow's gesprochen und sei, auf Bassewig' Rath, entschlossen, den Kandidaten zuerst zu empfangen und von ihm zu erfahren, welche wichtige Nachricht er denn brächte, sie hoffe, daß Susanne damit einverstanden sei. „Durchaus, Frau Gräfin,“ hatte diese entgegnet, „ich danke Ihnen dafür, denn ich selbst werde keine Unterredung mit Herrn Stechow unter vier Augen mehr haben.“

„Auch wenn er Sie darum bittet und ich es nicht für unpassend finde?“

„Auch dann nicht, Frau Gräfin, ich weiß ein Mittel, das Herrn Stechow selbst diese Bitte unmöglich machen wird.“

Die Gräfin hatte das Gespräch nicht fortgesetzt, um die Reizbarkeit Susannens, die über Nacht, statt sich zu mildern, nur noch zugenommen hatte, nicht bis zu einem Ausbruch zu erhöhen. Je unbekannter ihr die wahren Ursachen der Leidenschaftlichkeit Susannens waren, um so phantastischer stellte sie sich dieselben vor. In dem Herzen des Mädchens aber brannte seit dem gestrigen Abend neben dem Schmerz verschmähter Liebe das Feuer der Eifersucht. Die

Gräfin also liebte Detlev; hundert Zeichen, die sie früher nicht beachtet, bewiesen es ihr jetzt. War es ihr Reichthum, war es ihr Geist, der ihn fesselte: gleichviel, ihretwegen fühlte sich Susanne verstoßen. Und diesen Zustand sollte sie noch länger ertragen, die Liebe Beider wachsen sehen? Wie scharfe Dornen stachen und ritzten sie die Freundlichkeiten und Zärtlichkeiten der Gräfin; war es nicht wie ein Zoll des Mitleids, mit dem die vornehme Dame das besiegte Gesellschaftsfräulein über seine Niederlage trösten wollte?

Am verdrießlichsten empfand Lunau die Gewitterschwüle, die am Frühstückstische herrschte. Er kam sich nach seinem Bade und nach der Besorgung seiner Briefe so leicht und frisch wie ein Vogel vor, zu jeder Fröhlichkeit aufgelegt, in der glücklichsten Gebelanne, die denn Detlev auch geschickt für sein Ansehen ausgebeutet, und wurde durch den Ernst und die Gezwungenheit der Anderen nicht nur in seinem Behagen gestört, sondern in seiner Eigenart verletzt. Schien die Gräfin ihm doch in der Getragenheit ihres Wesens einen Vorwurf aus der derben, zugreifenden Weise zu machen, mit der er die Dinge

behandelte. Faßte er das Leben zu realistisch auf, was ging es sie an? Mit ihrem Geiste und ihrem Schwunge fing sie ihn allmählig zu langweilen an; seiner Offenheit und Aufrichtigkeit mißfiel die Geheimnißthuerei, mit der sie seinen Fragen auswich. Auch gut, wenn sie ihm ihre Angelegenheiten nicht anvertrauen wollte, er hatte dann eine Sorge weniger. Nur fand er es wenig höflich, daß sie mit ihrer Verstimmung die Anderen ansteckte; seine Unruhe und seine Bekümmernisse soll man nicht in die Gesellschaft mitbringen. Wie verschüchtert und übernächtigt, wortfarg, mit dem matten Lächeln um die Lippen, saß die kleine Susanne da, die sonst so munter und feck wie das zierlichste Eichhörnchen umherfuhr! Und Detlev traute sich auch nicht recht, den Mund zu öffnen und seine joviale Laune auszulassen. Unau zog die Uhr...

„Wenn wir unsere Segelpartie machen wollen...“

Es war gestern verabredet worden, heute vor dem Mittagmahle bei günstigem Winde nach dem Brack eines schwedischen Schiffes, das vor den Riffen im Nordosten der Düne gescheitert, und den Seehundsklappen hinauszufahren. Wetter und See versprachen eine frische, anregende Fahrt... Die Gräfin bat, sie

ihres Versprechens zu entbinden, und Detlev schützte einen unaufschiebbaren Besuch vor, um auf der Insel bleiben zu können . . . Eine Sekunde runzelte Lunau die Stirn, prüfte bald die verlegene Miene der Gräfin, bald das Gesicht des Freundes, der leise die Schultern hob, flirrte mit dem Glase . . . „Nach dem Belieben der Herrschaften,“ sagte er dann höflich und stand auf, „ich zwinge Niemand. Gute Berichtigung in Allem! Ich werde allein fahren.“

„Wenn Sie es erlauben, Herr Lunau,“ und Susanne blickte von ihrem Teller, auf dem sie die ganze Weile über die englischen Wappenthiere und den Spruch „Honny soit qui mal y pense,“ die in blauen Farben darauf gedruckt waren, bewundert und studirt zu haben schien, auf — „und die Frau Gräfin mir Urlaub gibt, werde ich mit Ihnen fahren.“ Ihre Stimme hatte einen hellen, festen Klang.

„Gern, liebes Kind, macht es Ihnen Vergnügen. Aber nehmen Sie einen Regenmantel mit,“ sagte die Gräfin.

„Also, Herr Lunau, einen Augenblick Verzug!“ Und ihm die Hand reichend, flog sie die kleine Holztreppe vor dem Wirthshause hinab.

Während Lunau nach der Blumenhalle hinüberging, sagte die Gräfin zu Detlev:

„Mir ist es lieb, daß Susanne geht; um so freier werde ich mit dem Kandidaten sprechen können.“

„Und um so kräftiger, Gnädigste,“ scherzte Detlev, „ich werde Ihnen den Mißethäter, sowie er gelandet ist, zuführen.“

Zu gleicher Zeit fast kehrten Lunau von der Blumenverkäuferin und Susanne aus der Villa zurück. Auf ihren blonden Haaren trug sie den eng anschließenden, die Wangen schützenden, buntfarbigen Strohhut der Helgoländerinnen; der braune, bis weit über die Kniee hinabreichende Gummirock hob ihre schlanke, feine Gestalt in ihrer ganzen Zierlichkeit und Mädchenhaftigkeit hervor. Von den zwei kleinen, aus je drei Rosen gewundenen Sträußchen bot Lunau das erste der Gräfin, das zweite Susannen. Wie er dabei in ihr Gesicht sah, glaubte er in einen sich eben entfaltenden Rosenkelch zu sehen. Detlev und die Gräfin begleiteten sie bis zu der Brücke, an der Dicken Friedrichs schon mit zwei Gefährten im Boot ihrer harrete. Die Wellen klatschten über die untersten Stufen und Susanne hob hinabsteigend

ihr graues Kleid ein wenig in die Höhe, um es vor der Nässe zu bewahren oder um ihren kleinen Fuß in dem festgeschnürten Stiefel zu zeigen. Sie hatte, als er ihr die Blumen gab, in Lunau's Augen einen sie zugleich musternden und bewundernden Ausdruck gefunden und kam unwillkürlich und unabsichtlich seinem Verlangen entgegen.

„Guten Tag, Dicken,“ lachte sie, auf der Bank vor dem Steuerruder, an dem er saß, Platz nehmend. „Ihr seid nun unser Neptun. Gutes Wetter und Wellen?“

„Es weht 'n bißchen, Frölen, und kriegen draußen auch eine Sturzwelle,“ antwortete der langhaarige, flachsblonde Schiffer mit rother Nase und gutmüthig zwinkernden Augen.

Ein paar kräftige Ruderschläge und sie waren vom Lande. Nun ließ die Gräfin noch ihr Tuch wehen, Detlev schwenkte seinen Hut, dann hatten die Schiffer das Segel gestellt und mit Pfeilgeschwindigkeit schoß das Boot durch die graugrüne See, auf und nieder tanzend auf den heranrollenden Wellen. In raschem Fluge zogen von Zeit zu Zeit Wolken über die Sonne hinweg.

„Wie dank' ich Ihnen, Fräulein Wildherz,“ und Lunau drückte ihr die Hand, „daß Sie hier sitzen! Fürchtete schon, daß ich allein meinen Nerger hinunter würgen müßte und eine traurige Fahrt machen würde —“

„In Charon's Nachen über den Acheron?“

„So ungefähr. In der Nähe der Frau Gräfin wehte heute ein Hauch wie aus dem Schattenreiche. Und nun vergoldet mir Ihre Gegenwart Himmel und Wasser.“

„Haben Sie unsern Vertrag vergessen? Wie kurz ist das Gedächtniß der Männer, und da sollen wir ihren Schwüren vertrauen! Wenn ich kein freundliches Gesicht mehr mache, haben Sie das Recht, Helgoland zu verlassen. Und vorhin bei Tische hatten Sie eine Falte auf der Stirn, Herr Konsul, eine Falte — war es Zorn oder Verdruß? — ich glaubte, Sie würden in die erste beste Schaluppe springen und nach Hamburg zurückfahren oder noch weiter, nach Mexiko.“

„Halten Sie das für so leicht?“

„Für Sie, ja. Ihnen gelingt Alles, was Sie anfassen. Sie haben das Glück in der Hand.“

„Jetzt, wo ich die Ihrige halte,“ und er drückte ihre Rechte an seine Brust. „Und dachten Sie im Ernst, daß ich Sie so heimtückisch verlassen würde?“

„Schön wäre es freilich nicht von Ihnen gewesen, mich allein mit der Gräfin und dem Baron in der Langeweile sitzen zu lassen. Noch obenein mit der drohenden Gefahr über dem Haupte.“

„Ihnen droht eine Gefahr? Scherz oder Wahrheit?“

„Wie Sie es nehmen wollen, Herr Konsul. Der Sohn des Pfarrers in Ascheburg, ein Kandidat, wirbt um mich, er hat mir seine Ankunft gemeldet —“

„Und Sie?“ fragte Lunau; ihre Hand, die er noch immer gegen seine Brust gepreßt hielt, fühlte die heftigeren Schläge seines Herzens.

„Ich hasse ihn,“ antwortete sie, „aber die Gräfin hat ihn, ehe sie meine Abneigung gegen ihn kannte, ihren Beistand versprochen. Heute erwartet sie ihn, er kommt mit dem Bremer Schiffe . . .“

Hinter ihnen hatte der Steuermann nur die letzten Worte gehört.

„Hat eine harte Fahrt gehabt, die ‚Nordsee‘, gegen Wind und Welle,“ sagte er.

Schadenfroh lachte Susanne auf, sie wünschte dem armen Kandidaten die ärgste Seekrankheit.

„Daher der allgemeine Mißmuth!“ dachte Lunau, laut sagte er:

„Armes Kind! Aber hier sind Sie vor jeder Zudringlichkeit sicher.“

„Mit Ihnen: ich weiß es. Aber bedenken Sie auch, ich habe weder Eltern noch Geschwister und wurzle nirgends fest, ich bin das vom Baum gerissene Blatt, das der Wind vor sich her treibt. Die Frau Gräfin meinte es gut mit mir, nicht nur für mein äußeres Wohlbehagen, sondern auch für meinen Seelenfrieden hoffte sie durch meine Verheirathung mit einem Pfarrer zu sorgen.“

„Man soll Ihr Herz nicht zwingen,“ sagte er ungeduldig. „Niemand soll's, auch die Gräfin nicht. Ich bin alt genug, um es Ihnen sagen zu können: Sie sind ein lebenswürdiges Mädchen, Sie haben es mir angethan, eine solche holde Menschenblüte soll nicht verkümmern, wo ich es zu hindern vermag. Die Frau Gräfin mit ihren Mengstlichkeiten und Zukunftsplänen, das ist so die Weise älterer Frauen!“

„Ach, Herr Lunau, ich habe ein unbändiges

Herz. Meine arme Mutter hat es mir schon prophezeit, daß ich mein Lebenlang schwer daran zu tragen und darunter zu leiden haben würde. „Nun bist Du in die weite, fremde Welt hinausgestoßen,“ sagte sie mir auf ihrem Sterbebett, „wirst Du je die Stätte finden, wo Du ruhen kannst?“ Ich passe nicht zum Dienen und bin durch meine Erziehung und den Aufenthalt im Schlosse zu sehr verwöhnt worden, um mich mit der Freiheit in der Armuth zu bescheiden. O, führte mich dieß Boot weit und weiter hinaus zu einer einsamen Insel, zu einem verwilderten Garten! Denn in der Lage, in der ich jetzt bin, ersticke ich!“

„Freilich,“ sagte sich Lunau, „bei der Gräfin kann sie nicht länger bleiben; solche vornehme Damen verzeihen es niemals, wenn ihre Untergebenen ihnen Widerstand geleistet haben. Und nun gar hinsichtlich einer Verheirathung, wo sie schon die Ausstattung im Kopfe hatten. Die Gräfin würde sich beständig als die gekränkte Beschützerin aufspielen und an jedem Tage dem armen Mädchen vorrücken, welches Glück es verscherzt.“ Wie sie ihn dauerte, diese reizende, traurige Susanne! Wie so zärtlich an ihn

geschmiegt sie dasaß, bald, den Mund leicht geöffnet, mit schwimmenden Augen auf die See hinausschauend, die immer mehr mit weißen Schaumköpfen sich bedeckte und immer heftiger rollte, bald sich duckend, wenn der Sprühregen einer Welle über das Boot spritzte. Er freute sich ihrer Unerforschlichkeit und daß ihr das Wetter nichts that.

„Sie sollen nicht länger eine Dienerin sein, Susanne,“ — zum ersten Male nannte er sie bei ihrem Vornamen allein — „auch nicht eine halbe! Und eine Pfarrersfrau — hat denn die gute Gräfin keine Augen? Sie verdienen ein anderes, ein glücklicheres Loos!“

„Welches?“ fragte sie träumerisch.

Die Frage durchzuckte ihn, aber er faßte sich rasch.

„Sie haben ein kleines Vermögen, die Gräfin hat es mir mitgetheilt, das verdoppeln, das verdreifachen wir, und dann sind Sie frei wie die Möven und ein Prinzleichen obendrein!“

„Herr Lunau,“ — und sie wollte ihm die Hand küssen — „Sie beschämen mich durch Ihre Großmuth. Was bin ich Ihnen, daß Sie mich in dieser Weise beschenken wollen —“

„Weg da mit dem häßlichen Wort! Schenken! Sie schenken mir so viel, so unsagbar viel, wenn Sie glücklich sind — nun, was kümmert es Sie, was Sie für einen alten Mann sind!“

„Von dem alten Onkel mag ich nichts hören, ich werde sonst böse! Sie sind nicht alt und ich bin längst kein Backfisch mehr. Sie wollen mich mit Reichthümern überschütten und mir Ihr Herz entziehen. Soll ich mich nicht darum kümmern und sorgen, wie Sie über mich denken, welche Empfindungen Sie für mich hegen, muß ich befürchten, daß all' Ihre Güte nur aus dem Mitleid stammt — ja, Herr Konjul, was finge ich da mit Ihren Schätzen an?“

„Sie sollen sie ohne Grübelei genießen; ist das so schwer oder ist es zu viel verlangt?“

„Allein?“ Sie schlug die grünlich schimmernden Augen schmachend zu ihm auf, um gleich wieder die Wimpern darüber zu senken.

Allein: das war es! Auch mit ihrem Reichthum wäre sie einsam und verwaist gewesen. Eben so sehr wie nach dem Glücke sehnte sie sich nach Liebe. Und ging es ihm denn anders? In Fülle besaß er das,

was er ihr anbot: Freiheit und Geld, und niemals hatte er es tiefer als in diesem Augenblicke gefühlt, daß sie zur wahren Befriedigung nicht hinreichten. Eine Leere war in ihm, eine Lede um ihn, von der er bis zu diesen Tagen, wenn er wahr gegen sich sein wollte, nichts gespürt; weder in seinem Gemüth, noch in seinem äußeren Leben hatte er all diese Jahre über etwas entbehrt, aber nicht weniger gewiß war es, daß er jetzt einen Mangel, eine Lücke darin bemerkte. Wie sollte er es nennen? Keine Bezeichnung deckte seine Empfindung. Luft, Licht, Farbe und Ton: Alles fehlte ihm, wenn Susanne nicht zur Stelle war. An die Munterkeit ihrer Rede, an das Hinundhergaufeln ihrer anmuthigen und leichten Bewegungen, an den Silberklang ihres Lachens hatte er sich so rasch gewöhnt, daß sie ihm schon unentbehrlich geworden waren. Denn in den Stunden, wo sie nicht um ihn war, sah er sie doch in seinem Geiste und beschäftigte sich mit ihr. Ihr Schatten umschwebte ihn, zierlich und zärtlich. Zuweilen wünschte er, daß sie seine Tochter wäre, und er gedachte sie zu adoptiren. Wozu? sagte der Kaufmannsinn dann wieder in ihm; um sie im

nächsten Jahre an einen Andern zu verlieren? Besser war es, sie gleich ziehen zu lassen, ehe die Gewohnheit und die Zauberei ihres Wesens ihn noch fester in ihre Bände geschlagen. Ja, konnte er überhaupt noch den schönen Paradiesvogel, der sich so zutraulich auf seine Hand gesetzt, wieder fliegen lassen, ohne wenigstens den Versuch zu machen, ihn festzuhalten? War es bei seinen grauen Haaren ein Unrecht, sie zu lieben? Gleichviel — Unrecht oder Thorheit, die Leidenschaft war da, sie fragte weder nach seinem Alter noch nach seinem Verstande. Zum Schweigen konnte er sie zwingen, aber vernichten konnte er sie nicht.

Seit seiner Jugendliebe hatte er nicht wieder geliebt. Er hatte seitdem vor dieser Liebe, die ihm die Mordwaffe in die Hand gedrückt, ein unüberwindliches Grauen gefühlt. Jeder ernstern Verbindung, auch nur der Möglichkeit einer Herzensverstrickung, war er ausgewichen. Auf seine Kälte übte die sinnberückende Schönheit der Kreolinnen und der Mulattinnen kaum eine Wirkung aus, über den natürlichen Reiz hinaus bis zu seinem Gemüth vorzudringen, fehlte ihnen Alles. Was er an Therese

geliebt, die Innerlichkeit, den Schwung der Phantasie, den künstlerischen Zug, die Gemeinsamkeit der Erinnerungen, wie hätte er es in Mexiko wiederfinden können? Und da er von gefälligen Schönen nichts als den Zeitvertreib einer flüchtigen Stunde forderte, hatte er sich immer tiefer in seine Hagestolzgewohnheiten eingegraben. Er war überzeugt, daß er niemals wieder lieben und niemals mehr von einer Frau eine Ausfüllung seines Lebens, eine gemüthliche Anregung und eine Bereicherung seiner Phantasie verlangen würde. Die Frauen zu hassen oder gering zu schätzen, war er zu maßvoll und zu verständig, aber er glaubte durch sein Beispiel zu beweisen, daß der Mann um so zufriedener, freier und heiterer lebe, je weniger er ihrer bedürfe.

Leicht wie Federbälle hatte ein junges Mädchen all diese Grundsätze und Erfahrungen in die Luft geworfen. Nicht mit Absicht und schlauer Kunst, nach einer neuen Auflage des ewigen Kampfes zwischen Mann und Weib, von dem er so viel gelesen, unter dem er selbst so schwer gelitten, sondern durch ihre bloße Gegenwart. Von ihrer ersten Begegnung bis zu dieser Frist war sie immer gleich-

mäßig freundlich zu ihm gewesen, nicht ein Zeichen von Gefallsucht war ihm an ihr aufgefallen, niemals hatte sie ihn abgestoßen, um ihn desto stärker anzuziehen, niemals hatte er bei ihr auch nur die leiseste Ueberlegung wahrgenommen, ihn und seine Millionen zu gewinnen — und doch hatte sie ihn in zwölf Tagen völlig umgewandelt. Keinen heftigeren Drang hatte sie in ihm zunächst erweckt, aber den Wunsch, sie beständig zu besitzen und in seiner Nähe zu haben. Und mit jedem Zusammensein setzte sich dieser Wunsch fester. Zwischen seiner und ihrer Art, das Leben und die Dinge zu nehmen, fand er eine überraschende Aehnlichkeit, die Klarheit und Kühle ihrer Anschauungen gegenüber der idealischen Empfindsamkeit der Gräfin muthete ihn sympathisch an. Was Susanne in ihrem realistischen Zuge von der Welt zu erwarten und zu verlangen schien, konnte er ihr gewähren, besser vielleicht als ein jüngerer Mann, mit dem sie ein beschwerliches, sorgenvolles Leben auf der Mittelstraße hätte führen müssen. Er hob sie mit einem Schlage auf die freie Höhe eines reichen Lebens, ohne andere Arbeit als die, sich selbst zu entwickeln. Nie hatte sie in seiner Gegenwart

den Reichthum gepriesen oder ein unmäßiges Verlangen darnach gezeigt, allein er fühlte, aus seinen eigenen Instinkten und ihren Neigungen, heraus, wie sehr sie denselben schätzte, wie ihre Gedanken unablässig in halber Unbewußtheit mit einer goldenen Zukunft spielten. Mit einer einseitig hochgestimmten Seele, mit einer Aeolsharfenmatur würde er nichts anzufangen gewußt haben, aber dieß Mädchen mit seinen grauen Augen, dieser Mischung von Verstand, Willenskraft und jener auch ihm aus der Jugend her verständlichen und theuren Lust nach Abentheuern und Lustschlößern bezauberte ihn: es war wie das schönste Morgenroth, das seinem Alter noch einen neuen Frühlingstag versprach.

Allein: dieß Wort hatte seine Neigung und seine Begierde, seine Hoffnungen wie seine Befürchtungen entfesselt. Stürmischer als die Wellen gingen die Wogen seiner Gedanken und Empfindungen. Das Wetter war unfreundlich geworden, dicht und dichter überzog ein eintöniges Wolkengrau den Himmel. Auch die See hatte darüber jeden Glanz und jede Farbe verloren. Der Steuermann brauchte seine ganze Erfahrung, Ruhe und Geschicklichkeit, um das Fahrzeug

durch die Wellen, in denen es oft zu verschwinden drohte, zu lenken.

„Gibt's Gefahr?“ fragte Lunau, aus seinen Gedanken auffahrend, als gerade wieder der Schaum einer Woge über sie hinrieselte.

„Gefahr nicht, aber wir werden tüchtig naß werden,“ antwortete Dicksen Friedrichs.

„Wollen wir umkehren?“ wandte sich Lunau an Susanne.

Umkehren? Ehe er das entscheidende Wort gesprochen? Eine Gelegenheit aufgeben, die so nie wieder kommen konnte? Nimmermehr, rief Alles in Susannens Herzen. Lieber untergehen, als unverrichteter Sache dem spöttisch ausforschenden Blicke Detlev's begegnen!

„Jetzt umkehren,“ und sie zog ihren Mund zwischen Scherz und Verdruß zusammen, „wo ich endlich meinen Sturm habe? Nein, Herr Konsul, weiter! Ich fürchte mich nicht. An Ihrer Seite würde ich ganz andere Stürme bestehen!“

„An meiner Seite! Und Sie könnten sich entschließen, eine lange, eine weite Fahrt mit mir anzutreten?“

„Rund um die Erde,“ lachte sie und nahm den Hut, der sich verschoben, einen Augenblick ab, um ihn besser zu befestigen. Zugleich aber löste der Wind den Knoten ihres Haares, daß es ihr aufgelöst über Schultern und Nacken reich und weich hinunterrollte.

„Susanne Goldhaar!“ Und er nahm liebevoll eine der schweren blonden Strähnen in die Hand. Es war ihm, als träfe ihn daraus ein leiser elektrischer Schlag. „Eine Reise um die Erde — das ist viel, aber es ist doch nur ein Scherz. Würden Sie sich mir für das ganze Leben anvertrauen?“

„Für das ganze Leben!“ flüsterte sie; den Hut hatte sie wieder aufgesetzt und festgebunden, sie schaute vor sich hin, auf die Spizen ihrer Stiefel, und zog den Regenmantel dichter um sich.

„Erstreckt es Sie? Aber wenn Sie ein Mädchen wie die Anderen wären, würde ich nicht so mit Ihnen sprechen. Schon meiner grauen Haare wegen nicht. Ich erkenne wohl den Unterschied, der uns trennt, den frischen Glanz Ihrer Jugend und den Schatten meiner Jahre. Und doch muß ich Ihnen sagen, wie unendlich theuer Sie mir sind. Brauche

ich einer weiteren Versicherung? Sie müssen es all' diese Tage über gemerkt haben, was ich für Sie empfinde. Auf Reisen soll man sich am leichtesten und auch am gründlichsten kennen lernen. So kennen Sie mich —“

„Ob ich Ihre Güte kenne!“ sagte sie sanft und zärtlich dazwischen.

„Seit ich Sie gesehen, haben Sie mir wohlgethan, bin ich voll von Ihnen. Ich hoffe, Sie so glücklich und zufrieden zu machen, wie es hienieden geht. Für mich sind Sie mein ganzes Glück, und darum, Susanne, wollen Sie meine Frau werden?“

„Aber ich liebe Dich ja!“ rief sie mit einem zitternden, berauschnenden Ton der Leidenschaft. „Fühlst Du es nicht?“ Und sie lehnte ihren Kopf an seine Brust, zu ihm aufblickend mit halbgeschlossenen Augen, mit den vollen, halbgeöffneten, verlangenden Lippen . . .

Gerade war der Wind umgesprungen und die Schiffer, in der Mühe und Arbeit, das nasse, klatschende Segel umzustellen, achteten nicht mehr auf die Beiden. Es war so natürlich, daß bei den immer höher gehenden Wellen der Mann das junge Mädchen fester

an sich zog und es vor dem Wasser zu schützen suchte.

„Susanne,“ flüsterte er, „ist es kein Traum? keine Täuschung Ihres Herzens?“

„Nein — ich gehöre Dir, Dir ganz allein!“

In dem Aufruhr des Windes und der See kam es wie ein Schauer des Glücks über ihn; er legte den Arm um ihren schlanken Leib, als wolle er sie gegen eine Welt beschützen und vertheidigen. Sie ließ es sich gefallen und es wurde ihr wohl in seinem Arm, in der Decke, in die er sie hüllte.

„Wendet!“ rief er dem Mann am Steuer zu, „wir wollen zurück,“ und er sah sie an, als erwarte er ihre Zustimmung.

Sie nickte mit dem Kopfe; wozu noch weiter hinaus in Wind und Gischt fahren?

„Wir kommen später an, Herr Konsul,“ sagte Dicken Friedrichs und strich sich die Schilfmähne aus dem Gesicht, „es ist schlechter Wind und wir müssen ein Stück rudern.“

„Dreißig Mark extra, wenn's gut geht!“ tröstete Lunau.

„Hoïho!“ riefen die Leute und das Boot flog

gleichsam vor dem Winde und dem drohenden Regen daher.

Lunau schaute sie an, faßte ihre Hände, ihre Schultern, still ließ sie es geschehen, ein rosiges Lächeln wich nicht aus ihrem Antlitz. Die weiche englische Reisedecke schützte sie vor Kälte und Nässe; das Schauspiel der erregten See ängstigte sie nicht, sondern erhöhte nur, wie durch eine sympathische Einwirkung, die Kraft ihrer Seele. Seit dem Tode des Grafen hatte sie sich nicht so sicher und so wohlgeborgen gefühlt. Nun war Alles entschieden, ohne Schiffbruch zu leiden hatte sie den Hafen gefunden. In gleichmäßigen Schlägen klopfte ihr Herz. Ja, sie liebte diesen Mann, den einzigen, der sich ihr treu und anhänglich erwies, der ihrem Ehrgeiz und ihrem Drang nach Glanz und Lust Befriedigung gewähren konnte, mit einer warmen, verständigen Neigung, sie liebte ihn, wie einen Besitz, den sie sich erobert. Alle würden sie darum beneiden, vielleicht sogar die Gräfin. Hatte die schönste Wallung ihres jungen und keuschen Herzens von dem Manne, dem sie es, ach! nur zu offen gezeigt, nichts als Abweisung und Verspottung erfahren — nun wohl,

entschlossen hatte sie jetzt ihre Hand darauf gelegt. Die Fülle ihrer Zärtlichkeit, die Glut ihrer Leidenschaft sollten für immer verschüttet bleiben. Ihr fiel der griechische Fürst aus der Schiller'schen Ballade ein, der seinen kostbaren Ring in das Meer schleudert, um den Meid der Götter zu verjähnen; so hatte sie ihre erste und einzige Liebe geopfert, um das Glück und den Frieden zu gewinnen. Verstohlen schaute sie den Mann an ihrer Seite an, dem sie sich zu eigen gegeben: fest und gerade und stark saß er da, das graue Haar kurz geschnitten, mit gebräunten Wangen, die tiefen blauen Augen mit einem Ausdruck der Neigung und Güte auf sie gerichtet, der ihr in die Seele drang. Es konnte nicht schwer sein, mit ihm zu leben, auf einer glänzenden Bahn dahinzuwandeln. In ihrer Phantasie sah sie sich als junge, reiche, vielbewunderte Frau, sie hatte ein großes Haus, ihr Gatte trug sie auf Händen, zusammen machten sie weite Reisen, sie waren in Rom und Neapel, in Paris und London und fanden sich doch immer am glücklichsten daheim, sie am Klavier sitzend und ein lustiges Lied singend, während er hinter ihr stand. Und dann würde Detlev kommen und an ihrer Freude

und Heiterkeit erkennen, wie gleichgültig er ihr längst geworden und wie er sich selbst im Wege gestanden . . . Wie vor einer unsichtbaren Gefahr, oder war es nur vor dem plötzlichen Einbruch einer Welle, flüchtete sie sich an Lunau's Brust und rief schluchzend: „Halte mich fest!“ und weinte bitterlich.

„Beruhige Dich, Liebe,“ bat er, „da ist die Insel. In einer Viertelstunde sind wir am Land.“

Eine Weile noch gab sie ihren Thränen freien Lauf. Er ahnte nicht, wem diese Tropfen leise flossen, er hielt sie für den natürlichen Rückschlag der Gemüthsbewegungen dieser Stunde und für eine Folge der aufregenden Fahrt. Auch sie hätte nicht zu sagen vermocht, ob sie der verlorenen Liebe nach oder aus dem Schauer vor der Zukunft weinte, der über ihre Seele schlich.

Es war eine harte Viertelstunde mit saurer Arbeit, ehe das Boot im wilden Aufundnieder der Brandung sich dem Strande und der Brücke nähern konnte. Mit der Besonnenheit des Steuer- manns mußte sich die volle Armeskraft der beiden Ruderer verbinden. Auch Lunau blickte zuweilen mit einem Aufblick der Sorge über die See, nicht feinet-

wegen, aber um des lieblichen Geschöpfes willen, das sich an ihn schmiegte. Sie aber verließ das heitere Vertrauen nicht einen Augenblick.

„Sorg' doch nicht, wir sind zusammen,“ sagte sie. Wie Zauberworte, die Wellen zu beschwichtigen, klang es ihm.

Und wirklich, je näher sie der Insel kamen, desto mehr hellte sich der Himmel auf. Hier und dort tauchte in dem Schwarzgrau der Wolken ein blau schimmernder Fleck oder ein silberner auf, und mit dem zunehmenden Licht ward auch Susannens Gesicht immer strahlender und rosiger.

„Was werden Die dort sagen“ — und sie zeigte nach dem Strande, auf dem jetzt schon eine dunkle Masse Menschen sichtbar wurde, „wenn wir als Verlobte an's Land steigen?“

„Sie werden mich Alle beneiden.“

„Und die Mißgünstigen werden behaupten, daß ich Dich nur Deines Reichthums wegen heirathe,“ lachte sie.

„Weiß ich es nicht besser?“ Und er faßte zärtlich ihre Hand.

„Und Herr von Bassewitz, der Dich durchaus

mit Charlotte Rickmers verheirathen wollte! Sag' mir: hat Dir ihr Vater ein großes Leid zugefügt?"

„Ja, Kind; er hat mir den tiefsten Schmerz meines Lebens bereitet, ein Glend und eine Verzweiflung... Ich erzähle es Dir einmal.“

„Und Du bist seinetwegen nach Amerika gegangen? Ich habe gestern auf dem Oberlande Charlotte Rickmers getroffen, und da Herr von Bassewitz etwas wie eine Brücke zwischen uns geschlagen, haben wir miteinander gesprochen. Sie ist ein sanftes Mädchen und schwärmte davon, wieder gut zu machen, was ihr Vater an Dir gefehlt.“

„Sie? Aber sie weiß ja nicht, was er mir gethan! Und sie will mir das Verlorene ersetzen? Ja, wenn Du es wärest, Du machst Alles durch Deine Liebe wieder gut.“

Hart an dem schwarzen, bauchigen Rumpfe der Nordsee ruderten sie vorüber, der Cuxhaven war bei dem stürmischen Wetter noch nicht in Sicht. An dem wilden Aufundniederschwanke der im Hafen verankerten Schaluppen erkannten sie, wie aufgereggt die offene See war, aus der sie kamen.

„Es war doch wohl schlimm draußen, nicht?“ fragte Lunau zu Dicken Friedrichs hinüber.

„Nun ja, aber mit dem Herrn Konjul an Bord —“

„Nicht wahr?“ rief Susanne. „Er hat überall Glück!“ Und indem sie nun an sich herabsah und ihre Haare zurückstrich und Alles sich feucht und naß und salzig anfühlte, fragte sie: „Dicken, wie sehe ich aus? Der Herr Konjul sagt mir nicht die Wahrheit. Sehr wüßt und zerzaust?“

Der Steuermann schob sein Brimchen von links nach rechts im Munde hinüber und sein breites Gesicht wurde ein einziges Lachen, eine ungefähre Ahnung von dem, was zwischen den Beiden indeß vorgefallen, mochte in ihm aufblitzen:

„Ja, Frölen, wie 'ne richtige Wasserhere, um den Mannsleuten die Köpfe zu verdrehen.“

Sie hob die Spizen ihrer kleinen Füße und warf die Decke, die darüber gelegen, ein wenig in die Höhe und öffnete ihre Lippen wie zu einem Ausruf; aber sie schwieg und sah nur Lunau mit ihren feuchtschimmernden Augen an.

Es war vier Uhr Nachmittags, weit über die

Zeit hinaus, welche die Fahrt hatte dauern sollen. Zwei, drei Ruderschläge noch — nun waren sie an der Brücke. Alle, die den Kampf des kleinen Fahrzeuges gegen Wind und Wellen schon eine geraume Weile vom Strand aus beobachtet, riefen: „Hoch! Hurrah!“ und der Konsul schwenkte ihnen lustig seinen Hut entgegen. Wie mit einem scharfen Besen hatte der Wind die Wolken beinahe ganz von dem Himmel fortgefegt: in lichter Bläue lächelte er herab . . .

Bald, nachdem das Boot mit Lunau und Susannen sich aus ihrem Gesichtskreise entfernt, hatte die Gräfin den Strand verlassen und sich nach der Villa zurückbegeben. Detlev, der sie dahin begleitet, war trotz ihrer Aufforderung nicht eingetreten; er hatte gemerkt, daß die Gräfin es vorzöge, allein zu bleiben. Bis jetzt war er in Allem so klug und erfolgreich vorgegangen, daß er nicht durch allzu große Beflissenheit irgend einen Verdacht erwecken wollte. Seine gestrige Kühnheit hatte ihm keinen Tadel eingebracht, die Gräfin behandelte ihn wie früher mit der vollkommenen Sicherheit argloser Freundschaft. Keine Frau in ihren Jahren ist böse, wenn man ihr Haar

und ihre Augen lobt, sagte er sich, es ist immer eine Huldigung, auch für die schwindende Schönheit. Und wenn sie die erste Vertraulichkeit als zu leicht und unbedeutend nicht zurückgewiesen, kann sie auch die zweite nicht allzu strenge rügen. Ging doch überdies mit der äußerlichen Annäherung die innere Hand in Hand. Stechow's Ankunft mußte seine Aktien in unberechenbarem Grade steigen lassen. Was der Kandidat erforscht haben mochte, Wahrheit oder Irrthum, ihm wurde die Vermittlerrolle. Je geschickter und entschlossener er sich benahm, um so unentbehrlicher wurde er der Gräfin. Durch seine Handlungen bewies er ihr, was der Beistand eines Mannes für eine Frau werth ist. Hätte er nur einen würdigeren Gegner gehabt, denn diesen Kandidaten — es war im Grunde lächerlich, mit dem kämpfen zu wollen.

Auf und ab gehend, eine Cigarre nach der andern rauchend, erwartete er die Ankunft der Nordsee. Es freute und zerstreute ihn, daß der Himmel sich bezog und das Meer unruhiger wurde. In Haufen zusammen standen die Schiffer, im Gespräch über den jähen Wetterumschlag. Bald nach zwei Uhr donnerte die Kanone von der Südspitze dem Bremer

Schiffe den Salut zu. Stark vom Winde hin und her geworfen, mit keuchender Maschine, aber geradeaus wie ein Pfeil kam es daher. Eben trat auch Charlotte Rickmers von der Veranda ihres Hauses und schritt auf die Brücke zu. Sie wurde bei Detlev's Anblick noch blasser, als sie gewöhnlich war. Wohl hatte er sich auf das Rücksichtsvollste gegen sie und ihre Mutter betragen, aber mit dem abenteuerlichen Manne allein zu sein, fürchtete sie sich doch. Er grüßte sie schon aus einiger Entfernung.

„Nicht weiter, mein gnädiges Fräulein,“ sagte er, „die Wellen schlagen über die Brücke.“

Ein kurzes Gespräch war unvermeidlich: die Senatorin hatte eine gute Nacht gehabt, die Geschwulst ihres Fußes sich gelegt; Charlotte hatte sich jetzt trotz des stürmischen Wetters hinausgewagt, sie erwartete Verwandte aus Bremen. In derselben Absicht sei auch er am Strande, entgegnete Detlev, eines Bekannten wegen. Einmal so weit, konnte Charlotte nicht länger an sich halten, die Eindrücke des gestrigen Abends waren zu übermächtig gewesen, sie mußte von Susannen sprechen. Detlev hörte ihr mit Vergnügen zu: waren die Mädchen einander nahe

getreten, so mußte sich auch die Spannung zwischen den Alten verlieren, Fräulein Wildherz sei mit dem Herrn Konsul nach den Seehundsklippen hinausgefahren, erzählte er Charlotten, und würde ihm gewiß ihren Abendspaziergang mit Fräulein Nickmers schildern — kein Zweifel, bald würde die schönste Harmonie zwischen ihnen Allen herrschen . . .

Trotzdem fühlte sich Charlotte erleichtert, daß er ihr bei der Landung der neuen Ankömmlinge eine höfliche Verneigung machte und ein Duzend Schritte von ihr zurücktrat: was hätten die strengen und förmlichen Verwandten denken sollen, wenn sie den fremden, auffallenden Mann allein mit ihr am Strande gesehen. Denn außer ihnen Beiden und den Schiffern war Niemand an der Brücke, Wind, Strichregen und die Mittagszeit hielten die Badegäste in ihren Wohnungen. Mit seinen schüchternen Augen blickte Lorenz Stechow in peinlichster Verlegenheit und Sorge um sich, als er schwankenden Schritts, den nassen Plaid über die Schulter geworfen, den kleinen gelben Koffer und den Regenschirm, den er vergebens sich aufzuspannen bemühte, in der Hand, über die Brücke daherkam, ein- und noch einmal von den Spritzwellen, denen er

nicht auszuweichen wußte, unter dem höhniſchen Ge- lächter der Schiffer tüchtig begoffen. Er ſah be- dauernswerth aus, gelbgrün im Geſicht, mit zer- drücktem Hut, in unordentlicher Kleidung: ein Opfer des Meeres, dem das Ausladen aus dem Dampf- ſchiff in das Fährboot und die Ueberfahrt den letzten Rest von Geſundheit und Willen geraubt hatten. Wie anders hatte er ſich, als er heute in der Frühe in Geestemünde, bei lichtem Sonnenschein, den Dampfer beſtiegen, ſeine Ankuft in Helgoland ausgemalt! Die Gräfin und Suſanne am Strande, er als der Bote des Friedens, zwiefach berufen, als Gottes Werkzeug und Prediger des Evangeliums, die ver- ſtörten Herzen zu beruhigen und alle Ungleichheiten zu ebnen! Und jetzt umfaußt ihn der Sturm und jagt ihm eiskalten Regen entgegen, daß er ſich mü- ſam auf den nassen, ſchlüpfrigen Brettern aufrecht halten kann, und wie er endlich die ſchreckliche Brücke hinter ſich hat, aufathmet und rathlos und blöde um ſich ſchaut, wie ein Verlorener und Schiffbrüchiger, prallt er entſetzt zurück . . .

„Willkommen in Helgoland, Herr Kandidat!“ ſagte Detlev in ſeinem behaglichſten Ton. „Warten

wir Anderen nun schon in die zweite Woche auf einen lustigen Sturm und Sie erleben ihn gleich bei Ihrer Ankunft. Seekrank gewesen, seh' ich; ein Vorgeſchmack deſſen, was Sie auf einer Reiſe um die Erde erfahren würden. Ein Glas Sherry oder Cognak und noch eins, das wärmt! Vorwärts, ich bin hier der Wirth," und er faßte den Arm des Kandidaten und wollte ihn nach dem Strandpavillon ziehen.

„Bitte, Herr von Baſſewitz, bitte!“ flehte Stechow mit abwehrender Hand. Er fühlte, wie es ſich in ihm hob und alle Schrecken der Seekrankheit wiederzukehren drohten. „Ein Zimmer und Waſſer!“ Als ein innerlich und äußerlich reinlicher Menſch erſchien er ſich in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande wie ein von Gott und Menſchen Verworfenener. So durfte ihn Niemand ſehen, erſt nach einer großen Reinigung konnte er ſich den Anderen zeigen.

„Wie Sie wollen, Herr Kandidat, werden es aber den ganzen Tag bereuen. Auf die Seekrankheit gehört ein Schluck Cognak. Also auf die Wohnungſuche!“ Und in ſeiner Neigung, Anderen einen drolligen Schabernack zu ſpielen, führte er Lorenz, der in ſeiner Hülfloſigkeit ſich ihm mit dem Gehorſam

eines Kindes unterordnete, nach dem Hause, in dem die Senatorin wohnte, an dessen Thür er mit seinen weitreichenden Falkenaugen den Zettel: „Hier sind Wohnungen frei“ — entdeckt hatte. Ein Zimmer im oberen Gestock gefiel ihm, der Preis war mäßig: der Kandidat sagte zu Allem: „Ja, ja!“ Er sah sich nur nach dem Wasserkrüge und dem Waschbecken um.

Zu seinem Jammer machte Detlev, als Alles mit der Wirthin geordnet war, keine Miene, das Gemach zu verlassen; im Gegentheil, er setzte sich in die Sophaecke und zündete sich eine Cigarette an.

„Ich störe Sie doch nicht? Packen Sie aus, Herr Stechow. Hoffentlich den Kofferschlüssel nicht verloren?“

„Nein, hier ist er,“ erwiderte der Kandidat in Verzweiflung, zog ihn aus der Westentasche und stellte den Koffer auf einen Stuhl.

„Glaubte beinahe, Sie würden über den Geheimnissen unserer gemeinschaftlichen Freundin von Güstrow alles Irdische vergessen haben. Sehe mit Vergnügen, daß Sie noch irdischen Betrachtungen und Bedürfnissen zugänglich sind. Lassen Sie sich Zeit, die Damen können Sie doch noch nicht aufsuchen,

die Frau Gräfin wird ihre Mittagsruhe halten und Fräulein Wildherz ist draußen auf der See.“

„Auf der See?“ Lorenz fuhr verstört aus seiner gebückten Stellung auf. „Ihre — die Frau Gräfin hat sie bei diesem Sturm hinausfahren lassen? In Todesgefahr!“

„Das macht dem Fräulein nichts, sie steht in Freundschaft mit den Winden und den Wellen. Auch ist sie in dem Schutz eines sicheren Mannes.“

„Eines Mannes?“ Unter Lorenz fing der Boden zu schwankeu an, gerade wie vorhin das Schiff.

„Des Herrn Konjul Lunau,“ sagte Detlev plötzlich mit veränderter Stimme und stand auf, hart und gebieterisch. „Ich hoffe, daß dieser Name, Herr Kandidat, all' Ihre Skrupel niederschlägt, so viel Sie auch im Herzen und auf der Zunge haben. Es wird gut sein, daß Sie, während Sie sich umziehen, Ihr Betragen dieser jungen Dame und der Frau Gräfin gegenüber einer Prüfung und einer heilsamen Verbesserung unterziehen. Ihre wunderliche Depeſche an Fräulein Wildherz verräth ein geringeres Taktgefühl, als wir Alle Ihnen zugetraut. Was Sie auch

immer dem Fräulein mitzutheilen haben — das konnte Ihnen nicht entgehen, daß die Frau Gräfin, die Mutterstelle an dem jungen Mädchen seit Jahren vertritt, ein Anrecht darauf hat. Sie werden sich nicht darüber wundern, daß diese Rücksichtslosigkeit die edle Frau tief verstimmt hat; nur ein Mittel haben Sie, sich wieder ihre Gunst zu erwerben — und das heißt Schweigen, bis die Gräfin mit Ihnen gesprochen. Kalkulire,“ — und nun fiel er wieder in seinen gewohnten ironisch munteren Ton — „daß Fräulein von Güstrow Ihre Einfalt in die Falle gelockt hat. Im Uebrigen, nichts für ungut; wie Don Basilio singt: wünsche Ihnen wohl zu ruhen!“

Wiederholt war Lorenz bei der Rede Detlev's zusammengezuckt, hatte die Hand geballt, den Mund geöffnet, zuletzt war er doch sprachlos geblieben und hatte den hochmüthigen Mann ohne ein Wort der Entgegnung aus der Thür schreiten lassen. Auch jetzt noch hielt er an sich: er fürchtete, ein Fluch würde über seine Lippen kommen. Mit erhobenen Armen stand er in der Mitte des Gemaches. Das Donnern der Wogen gegen die Strandsteine, das

Seulen des Windes, der die Fenster erbeben ließ, der Anblick des empörten Meeres erhielten plötzlich eine wunderbare Sprache für ihn: die Rache, die er nicht vom Himmel zu fordern wagte, sie forderten sie nicht nur in allen Tonarten für ihn, sie übernahmen und vollstreckten sie auch. In ihm war zugleich der Liebhaber und der Prediger beleidigt, ein Strafgericht Gottes konnte nicht ausbleiben.

Der Eindruck, unter dem Detlev das Zimmer verlassen, war dagegen nichts weniger als ein tragischer. Ihm erschien der von der Seekrankheit noch ganz niedergeworfene, in allen seinen Bewegungen unbehülflche Kandidat wie eine Figur aus einem Lustspiel, sein trauriges Aussehen stand zu seiner Anmaßung, hinter dem Rücken der Gräfin sich in Susannens Verhältnisse mischen zu wollen, zu seinem Anspruch auf die Hand des Mädchens in einem zu lächerlichen Gegensatz. In dieser Stimmung trat er bei der Gräfin ein, ihr über sein Abenteuer Bericht zu erstatten. Nur mit halbem Ohre hörte sie ihm zu. Ausschließlich waren ihre Gedanken von dem wachsenden Sturm und Unwetter, von der Gefahr der Beiden, die in dem leichten Boot draußen

auf der See schwankten, eingenommen. Was fragte sie jetzt nach dem Kandidaten, nach seiner Wissenschaft! Susanne gerettet, wieder an ihrer Seite zu sehen, sie an ihr Herz drücken zu können: das allein war ihr Wunsch. Nieder gebeugt von Selbstvorwürfen saß sie da, die Hand vor den Augen, weil sie sich nicht auf die See hinauszublicken getraute. In breiten, gleichsam geschlossenen Reihen, graugrün die vordersten, fast schwärzlich die hintersten, alle schaumgekrönt, stürmten die Wellen gegen das doppelte Bollwerk und schlugen in wildem Sprunge darüber hin. Wo waren sie: ihr Kind, der Freund ihrer Jugend, dieser Trost und diese Stütze ihres Alters? Vielleicht schon verschlungen von der Flut. Durch ihre Schuld, durch ihre Feigheit, die Wahrheit zu gestehen. Früher war sie über die Wirkung, welche ihr Geständniß auf Susanne ausüben würde, in Zweifel und Unsicherheit gewesen, und hatte es deshalb von Tag zu Tag, von Monat zu Monat verschoben, jetzt war sie überzeugt, daß ein Wort Alles gut gemacht und die Verwirrung schmerzlos gelöst haben würde.

Ein Gefühl lag auf ihr, als hätte sie einen Mord

begangen. Sie hielt es im Zimmer nicht länger aus, sie bat Detlev, sie an den Strand zu geleiten. Ihre Unruhe hatte etwas Ansteckendes, auch er ward davon ergriffen, trotz seiner Versicherungen, daß Lunau und Susanne mit den erfahrenen und erprobten Schiffern keine Gefahr liefen. Aus ihrer Aufregung, die sie nicht mehr zu beherrschen vermochte, dämmerte für ihn die Wahrheit auf. Um so vorsichtiger richtete er seine Worte ein. Bald genug, so hoffte er, sollte sie ihm für seine Zurückhaltung danken. In ihrem Verhältnisse mit Susanne, wie er es jetzt durchschaute, würde es genug Dinge zu regeln geben, welche die Geschäftskenntniß eines Mannes und das Talent, das er nach seinen neuesten Erfolgen in dem Falle mit der Senatorin und ihrer Tochter zu besitzen glaubte, gestörte Harmonieen wiederherzustellen, erforderten. War Lorenz Stechow in der That durch einen Zufall hinter das Geheimniß gekommen, so hatte er durch die täppische Art, wie er seine Entdeckung zu benutzen gedachte, für immer jeden Einfluß auf die Gräfin verscherzt. Um viele Schritte sah sich Detlev seinem Ziele näher gebracht; einmal im Vertrauen und in der Freund-

schaft Theresens, war er noch weit von ihrem Besiß entfernt.

Indessen hatte das Schauspiel des stürmischen Meeres einen Theil der Badegesellschaft an den Strand gelockt. Das Gerücht flog von Mund zu Mund, ein Boot sei draußen. Von den Schiffern ward bald erfragt, wer es steuere, wer darin sei. Einige Spaziergänger, die aus dem Oberland von der Nordspitze kamen, wollten es gesehen haben. Hoffnung und Furcht wurden zwischen den Neugierigen und Theilnehmenden in Wechselreden ausgetauscht. Die Schiffer, schweigsam und wortkarg, hatten oder wollten keine bestimmte Antwort auf die an sie gestellten Fragen haben. Nur als Einige hinauszu-
zufahren wünschten, dem Boote entgegen, erklärten sie: es wäre zu gefährlich, sie würden nicht weit hinauskommen. Die Angst der Gräfin, die sich in ihren Zügen, in ihren verweinten Augen und ihrer schwankenden Haltung ausdrückte, erweckte allgemeines Mitleid; von welcher Güte des Herzens zeugte diese warme Neigung für ihre Gefährtin! Von allen Seiten suchte man ihr Muth und Trost einzusprechen, das Bängliche der Lage zu verringern. Jede förmliche

Rücksicht vergessend, eilte Charlotte auf sie zu und sagte mit schluchzender Stimme, ihre Hand küssend:

„Vertrauen Sie auf Gott, Frau Gräfin, er wird sie erretten, er wird sie Ihnen und mir erhalten.“

„Mein gutes Kind,“ erwiderte Therese, „wie dankbar bin ich Ihnen! Aber ich hoffe schon nicht mehr.“

„Da sind sie!“ rief mit seiner Stentorstimme der Führer und Leiter der zum Fährbootdienst erlesenen Schiffermannschaft, der schon den Befehl erteilt, eines der großen Fährboote zur Ausfahrt klar zu machen.

Die Anderen gewahrten zunächst nur einen dunklen Punkt, aber von Minute zu Minute wuchs derselbe, vergrößerte sich, nahm feste Formen an. In harter Arbeit, doch unaufhaltsam brach das Boot durch die Brandung. Die bange Spannung, die eine Weile die Schauenden erregt, löste sich in frohe Erwartung.

„Fassung, Frau Gräfin,“ bat leise Detlev Therese — sie stützte sich auf seinen Arm, es dunkelte ihr vor den Augen — „eben legen sie an.“

Und gerade kam da, gemessenen Schritts, in tadelloser Reinlichkeit, Lorenz Stechow von seiner

Wohnung daher; sollte er segnen oder fluchen? Er war in der Stimmung des Propheten Bileam.

Mit Leichtigkeit hatte sich Lunau aus dem Boot auf die Treppe geschwungen, er empfing Susanne in seinen Armen und trug sie mehr, als er sie führte, hinauf. Grüßend schritten sie durch die Umstehenden.

„Da sind wir, Frau Gräfin; da sind wir, Herr von Bassewitz,“ sagte Lunau. „Heil und gesund. Wir haben Ihnen Sorge gemacht, Gnädigste, vergeben Sie uns, das Wetter war mächtiger als wir.“

„Mein Kind, mein Kind!“ rief Therese in einem Schluchzen zwischen unendlichem Weh und süßester Freude, „hab' ich Dich wieder, nun lasse ich Dich nimmermehr los!“ Und sie umschlang und preßte das Mädchen mit einer Gewalt an sich, als ob sie ihre Worte zur Wahrheit machen wollte.

Erstreckt schauerte Susanne zusammen, sie duldete diese stürmische Umarmung, ohne sie zu erwidern, und sah sich nur wie hilflos nach Lunau um.

„Fort! fort!“ drängte Detlev, der von Allen der Besonnenste war und von der Leidenschaft der Gräfin eine unbedachte Aeußerung vor so vielen Zu-

hörern befürchtete. „Sie sind so freudig erregt, Frau Gräfin, aber unsere Schiffbrüchigen müssen zuerst in trockene Kleider kommen.“

Auch war es nicht schwer, von dem Platz an der Brücke die stille Jütlandterrasse zu gewinnen. Dicken Friedrichs mit seinen Gefährten war darüber an's Land gestiegen und die Menschen umdrängten sie, von ihnen Genaueres über die Fahrt zu vernehmen.

Lorenz Stechow stand unbeweglich und unbeachtet an die Holzwand des Musikpavillons gelehnt. Dicht an ihm vorüber waren die Gräfin und Susanne und hinter ihnen Bassewitz und Lunau geschritten, ohne ihn auch nur zu sehen: er war für sie nicht auf der Welt. Und wie um alle seine finsternen und zornigen Gedanken zu verlachen, blaute jetzt der Himmel über ihm und der starke Wind zwang ihn, seinen hohen schwarzen Hut krampfhaft festzuhalten.

Weder die Gräfin noch Susanne hatten ein Wort miteinander gewechselt, sie gingen Hand in Hand; wiederholt blickte Susanne zurück, als müsse sie sich von der Gegenwart Lunau's überzeugen.

Da war die Villa, die Gasse war leer; die Wirthin und die Jose standen, die Herrschaften

erwartend, vor der Thür. Sollte sie wieder als Gesellschafterin, in der Zwitterstellung zwischen einer zärtlich geliebtesten Freundin und einer streng gehaltenen Dienerin, über die Schwelle schreiten, in die alte Unfreiheit? Es dünkte Susanne unmöglich, es beklemmte ihr das Herz. Leise entzog sie der Gräfin ihre Hand und trat ein wenig zurück, auf Lunau zu.

Er verstand ihre Bewegung, was in ihr arbeitete, er nahm ihre Rechte in die seine und sagte:

„Geh Sie eintreten, Frau Gräfin, gestatten Sie mir, Ihnen in Fräulein Susanne Wildherz meine Verlobte vorzustellen, bewahren Sie uns Ihre Güte und Theilnahme wie bisher . . . Herr von Bassewitz, mein bester Freund, Fräulein Wildherz, meine Braut . . .“

„Du — seine Verlobte!“ schrie die Gräfin auf. Detlev mußte sie in seinen Armen auffangen, sie war ohnmächtig geworden.

Neuntes Kapitel.

Ja — sie war Theresens geliebtes und gehaßtes Kind. Denn ihr Anblick erinnerte unmittelbar nach ihrer Geburt die unglückliche Mutter nur an den Treulosen, der sie so schmähhch, trotz ihrer Hingabe, trotz seiner Schwüre, verlassen. Und wie sie an jenem Abend, wo sie sich auf immer von ihm losgesagt, in der Flucht aus dieser Welt die einzige Erlösung von dem Leben und ihrer Schuld gesehen, so hatte sie auch dem Kinde in den Augenblicken leidenschaftlichen Schmerzes den Tod gewünscht, um es im nächsten mit Küßsen beinahe zu ersticken.

In dieser Stimmung hatte sie sich auf immer von ihm los sagen wollen. Susanne war in einer Gartenvorstadt Erfurts geboren worden, bei der jungen Frau Wildherz, die nachher für ihre Mutter galt. Sie war die Vertraute Theresens gewesen,

zu ihr hatte sie sich in ihrer Noth geflüchtet. Die jungen, kürzlich verheiratheten Leute führten ein schweres Leben: der Mann stand auf einer der untersten Sprossen der Beamtenleiter. Eigennutz und Freundschaft vereinigten sich in ihnen zu dem Vorschlage, den sie der rathlosen Therese machten, das Kind zu adoptiren und als das ihrige zu betrachten und zu erziehen. Die Summe, mit der Therese es ausstattete, hob alle ihre häuslichen Bedrängnisse und förderte den fleißigen und strebsamen Wildherz schnell und erfolgreich in seiner Laufbahn. Und da ihnen selbst Kinder versagt blieben, sie Susanne als den Ursprung ihrer glücklichen Lage betrachteten, so hatte diese nie darunter zu leiden gehabt, daß sie nur ein angenommenes Kind war, und nie es erfahren. Als Therese sich gar mit dem Grafen vermählte und in Folge dessen die Zahlungen für das heranwachsende Mädchen noch reichlicher flossen, im Wildherz'schen Hause Behaglichkeit und Wohlstand zunahmen, wurde das Geheimniß um so sorgsamer gehütet, eine Enthüllung hätte beide Theile in die peinlichste Verlegenheit gesetzt und Susannens Aussichten für die Zukunft verschlechtert. Dabei hatten die Gatten sich an

das Kind, das seit seiner Geburt bei ihnen gelebt, so gewöhnt, daß vor Allem der Frau eine Trennung von ihm als der empfindlichste Verlust erschienen wäre. Wiederholt kam in den späteren Jahren die Gräfin, das eine und das andere Mal auch der Graf in das Haus des nun glücklich zum Rathe aufgestiegenen Wildherz. Diese vornehmen Besuche gaben ihm selbstverständlich in der Stadt, bei seinen Vorgesetzten ein erhöhtes Ansehen, es durfte nicht verlauten, aus welcher Ursache sie stammten.

Bei dem Tode ihrer Eltern war Susanne ein- undzwanzig Jahre und mündig geworden, sie brauchte keinen Vormund. Nahe Verwandte, die wegen der Erbschaft mit ihr hätten streiten können, waren nicht vorhanden, überdieß war die Erbschaft gering: die Wildherz hatten bei ihrer Kinderlosigkeit und in der Gewißheit, daß die Gräfin für Susanne sorgen würde, nichts gespart; das Geheimniß hatten sie, wie sie es versprochen, mit sich in's Grab genommen. Ahnte, durchschaute es der Graf? Hatte er darum beschlossen, Susanne unter einem schicklichen Vorwand in sein Haus aufzunehmen? In seiner vornehm schweigsamen und zurückhaltenden Weise hatte

er niemals eine Anspielung fallen lassen, einen Verdacht oder einen Wunsch in dieser Hinsicht geäußert und Therese es nicht über ihren Stolz gewinnen können, ihm eine Verirrung zu beichten, die sie ihm, als er um sie warb, verschwiegen.

Wozu sollte es auch nützen, redete sie sich selbst ein. Ihm würde trotz seines hohen Sinnes die Wahrheit wehe thun und das Mädchen würde sie nur verwirren. Ihre Grundstimmung gegen die schön herangeblühte Tochter war in allen Wandlungen dieselbe wie gegen das eben geborene Kind geblieben: eine wunderliche Mischung von Zärtlichkeit und Abneigung. Die Furcht verließ sie nicht, einmal in der Tochter der Falschheit und der Treulosigkeit des Vaters zu begegnen. Je mehr sich nach ihrer Meinung die scharfe und kühle Verständigkeit Susannens ausbildete, desto ängstlicher wurde sie ihr gegenüber. Die Gewissensbisse, die sich in ihrem Herzen regten, daß sie durch die Vernachlässigung und Aufgabe ihres Kindes eine Schuld gegen dasselbe begangen habe, verwandelten sich ihr zu den Empfindungen, die Susanne für sie hegen mußte . . .

Al' diese Ausflüchte, die Schen vor der Wahr-

heit, jede äußere Rücksicht und jedes jeelische Bedenken hatte jetzt die stärkere Gewalt des Schicksals überwunden. Als sie ihr einziges Kind in Todesgefahr geglaubt, hatte die Mutterliebe die Schranken des Stolzes durchbrochen, vor der drängenden Noth des Augenblicks hatte jede Sorge um die künftige Gestaltung der Verhältnisse schwinden müssen.

Mutter und Tochter saßen allein neben einander. Therese hatte während ihrer Erzählung Susannens Hand nicht aus der ihrigen gelassen und Susanne es nicht gewagt, sie ihr zu entziehen. Aber die heftigen Küsse und Liebkosungen, mit denen sie Therese, ihre Reden unterbrechend, überschüttete, hatte sie nicht zu erwiedern vermocht.

„Lassen Sie mir Zeit,“ bat sie, „es ist mir Alles so fremd und so unbegreiflich.“

Immer schmerzlicher zog sich ihr Herz zusammen. Sie konnte sich dieser Mutter nicht freuen. Ihre Mutter lag unter dem kleinen, bescheidenen Marmorstein in dem Epheugrab auf dem Erfurter Kirchhof, ihr Vater war kein Meineidiger, sondern ein treuer, fleißiger, stiller Mann gewesen, er hatte nicht in Verzweiflung Hand an sich selbst gelegt, er war in

ihren Armen gestorben, sie hatte ihm die Augen zugeedrückt. Alles, was ihr die Gräfin mittheilte, war ihr wie ein unheimlicher Traum, so schrecklich, daß sie ihn vielleicht niemals vergessen würde. Freilich besaß sie in der Stärke ihres Willens und ihrem Sinn für das Wirkliche eine Schutzwehr gegen den Ansturm dieser Vorstellungen und Hirngespinnste, und sie würde gehofft haben, auch sie zu überwinden, wenn sie nicht den ganzen Bau ihrer Zukunft in Frage gestellt hätten.

„O mein Kind,“ hatte die Gräfin gerufen, „mache Dich nicht unglücklich! Hast Du Lunau nicht aus Troß, nicht aus dem Drang, aus meinem Hause zu kommen, Dein Wort gegeben? Er zählt so viele Jahre mehr als Du! Prüfe Dich wohl, Alles ist jetzt anders, die Gründe, die Dich vielleicht zu diesem Verlöbniß bestimmt, sind fortgefallen. Du bist mein Kind, Du bist frei und reich. So jung, wie Du bist, liegt das Leben noch vor Dir, binde Dich nicht voreilig an das Alter. Wenn ich Dich später in Trauer und Sorge sehen müßte, wenn Dein Herz, das jetzt noch schlummert, plötzlich erwacht — niemals könnte ich mir die Schuld ver-

geben, Dich in eine unglückliche Ehe getrieben zu haben.“

„Diesen Kummer werde ich Ihnen nicht bereiten,“ antwortete Susanne, sie konnte sich zu dem zärtlichen Du nicht zwingen, „ich halte mein Herz fest in der Hand und dieses Herz liebt ihn. All' mein Glück und meine Zukunft hab' ich auf ihn gesetzt, aber freilich“ — und die Bitterkeit in ihr schwell über — „wird er noch Rickmers' Tochter zur Frau haben wollen!“

Die Gräfin erbleichte, stumm und starr saß sie da, unwillkürlich hatten sich die bisher verschlungenen Hände der Mutter und der Tochter gelöst.

„Es ist das Schickjal, und ich beuge mich ihm,“ sagte Susanne leise, „allein ich muß es aussprechen, daß ich darunter leide.“ Sie stand auf und drückte die Stirn gegen die Fensterscheiben.

Wäre sie noch draußen mit ihm auf der See, wären sie Beide nie zurückgekehrt! Sollte sie noch länger in diesem Hause bleiben, die Nebenbuhlerin ihrer eigenen Mutter werden? Die Decke drohte auf sie niederzustürzen. Tiefer noch als vor Stunden empfand sie es, daß ihre Verbindung mit Lunau die

einzigste Rettung aus dem Irrjtal für sie sei. Und nun erhob sich ein furchtbares Hinderniß auf diesem Pfade. Sie war die Tochter des Mannes, der Lunau's Freundschaft so treulos betrogen, sie, nicht Charlotte, mußte sich ihm zu Füßen werfen und fragen, ob sie die Verrätherei des Vaters sühnen könne. Wenn er sie zurückwies, welches Loos war das ihre! Diese Frau mochte sie noch leidenschaftlicher umfassen, mochte sie noch mehr mit Güte und Reichthum überhäufen — sie würde ihr niemals als Tochter mit Liebe und Ehrfurcht begegnen können. Auf dem Grunde ihrer Seele würde ein unlöslicher Kern von Bitterkeit und Abneigung bleiben, nicht nur die lieblose Mutter, auch die Zerstörerin ihres Glückes würde sie in ihr sehen. Ein solches Zusammenleben wäre für Beide auf die Dauer etwas wie Selbstzerstörung gewesen. Eher wollte sie das Aeußerste versuchen und entschlossen wandte sie sich zur Thür.

„Du verlässest mich?“ rief Therese und streckte ihr die Arme nach.

„Ich kann nicht anders,“ entgegnete Susanne und küßte ihr die Hand. „Vergeben Sie mir, ich gehe zu Lunau.“

Therese machte keinen Versuch, sie festzuhalten. So reich war das Herz des Kindes, das sie selber freiwillig aufgegeben, nicht wieder zu erobern, eine Veräumniß von Jahren nicht in einer Stunde auszugleichen: sie büßte in gerechter Strafe. Der Mann, den sie in der Jugend verschmäht, war durch die Neigung, die er Susannen eingeflößt, auch zum Herrn ihres Geschicks geworden.

Susanne war nach ihrem Zimmer hinaufgestürzt und hatte ihre Kleidung gewechselt. Obgleich sie dachte, daß jede Minute Zögerung ihr Schaden müsse, weil sie den Ueberlegungen Lunau's neue Gründe gegen die Verbindung mit ihr zuführen könnte — Gründe, die ihre Gegenwart nicht auf der Stelle siegreich widerlegte — wollte sie doch nichts verjäumen, den Reiz ihrer Schönheit zu erhöhen. Es war sieben Uhr geworden, ehe sie die große Treppe hinaufstieg. Die Sonne neigte sich schon ihrem Untergange zu und sie begegnete nur noch einzelnen langsamen Nachzüglern, die gleich ihr zu spät zu dem Schauspiel kamen. Keine, die sie kannte, waren darunter, unaufgehalten, leichtfüßig schritt sie die hundertundneunzig Stufen, die das Oberland mit dem

Unterland verbinden, an dem Felsabhange empor. Sie hätte Flügel haben mögen. Vor ihrem Spiegel war ihr die Zuversicht, die sie im Gespräch mit ihrer Mutter fast verloren, wieder zurückgekehrt. Oben, am Ausgang der Treppe, unter der Laterne, stand, als er warte er sie, ein Mann: er mochte sie schon den letzten Theil der Stufen haben heraufkommen sehen, es war Lorenz Stechow.

„Fräulein Wildherz!“ sagte er, sie begrüßend, mit bebender Stimme.

Nur einen kurzen Laut des Unwillens stieß sie aus. Das war der Verhaßte, der die ganze Verwirrung herbeigeführt. Seine thörichte Leidenschaft, der Vorschub, den die Gräfin derselben geleistet, hatten ihr Verhältniß zu ihrer Mutter noch mehr vergiftet. Wie sie ihn jetzt mit ihrem stolzeſten Blick überflog, drohte es ihr von Neuem ihr Herz zuzuschnüren, daß ihre Mutter sie mit diesem Manne hatte vermählen wollen. „Und warum?“ fragte sie sich grollend. Weil seine abhängige Stellung ihm nicht gestattete, den Schatten ihrer Geburt zu beachten, weil die stolze Frau die Schuld ihrer Jugend im Schooße der Kirche am besten und sichersten

geborgen glaubte. Und dieser Mann wußte um ihre Herkunft, ein böshafter Zufall, ein Nachfragen bei alten Leuten, ein Forschen in den Kirchenbüchern hatten ihm Alles verrathen, dieß war die wichtige Nachricht, die er ihr hatte bringen wollen! Sie las sie von seinem glatten Gesichte, aus seinen umherirrenden Augen, die sich nicht getrauten, in die ihren zu schauen, sie hörte sie aus dem unsicheren Schwanken seiner Stimme.

„Fräulein Wildherz,“ hob er wieder an, „ist es mir endlich vergönnt, Sie anzureden?“

„Endlich, und zum letzten Mal. Ich gehe diesen Weg,“ erwiederte sie herrisch und wollte an ihm vorüber.

„Mit harten Worten hat mich Herr von Bassewitz heimgesucht,“ sagte Lorenz, an ihrer Seite bleibend, „ich mag nicht glauben, daß er in Ihrem Namen gesprochen. Hab' ich die Achtung, die Ihnen gebührt, verletzt, so ist es nicht aus böser Absicht, sondern aus der Fülle der Liebe und des Glaubens heraus geschehen. Der Liebe, welche alle Vorurtheile überwindet, des Glaubens, daß die Wahrheit alle Wunden heilt, die sie schlägt.“

„Ich kann nur auf das antworten, Herr Stechow, was ich in Ihrer Rede verstehe. Herr von Bassewitz hat Ihnen von mir nichts zu sagen gehabt, aber vermuthlich desto mehr von der Gräfin. Verwechseln Sie uns Beide nicht, es ist ein Unterschied zwischen uns.“

„Nein, kein Unterschied! denn Sie sind —“

„Ich bin Susanne Wildherz für Sie und Jedermann,“ entgegnete sie, „und überdieß, was eine solche Zwiesprache zwischen uns in alle Zukunft unmöglich macht, die Verlobte eines Andern.“

„Die Verlobte? Sie? Undenkbar!“

„Undenkbar? Wo ich zu ihm gehe?“ Gerade waren sie vor dem Schweizerhause und ohne ihn einer weiteren Erklärung zu würdigen, eilte sie über die drei steinernen Stufen in das Haus.

In trüben Gedanken hatte sie Lunau verlassen, nachdem sich die Gräfin von ihrer Ohnmacht erholt und den Wunsch ausgesprochen, mit Susannen allein zu sein. Was dieß Gespräch auch für sein Glück zu bedeuten habe, er errieth es nur zu gut. Das Benehmen Theresens bei Susannens Ankunft, ihr Ausruf und der Schreckensblick, mit dem sie das

Mädchen angestarrt, als er sie ihr als seine Verlobte vorgestellt, hatten für ihn wie für Detlev das Dunkel gelichtet. Das ungleiche, widerspruchsvolle Wesen der Gräfin gegen Susanne hatte seine natürliche Erklärung gefunden. Mit manchem plötzlichen Schicksalsschlag hatte er es in seinem Leben aufnehmen müssen und mit dem Unerwarteten rechnen gelernt, aber diese Enthüllung verwirrte ihn doch. Susanne, ihre Tochter, das Kind seines Freundes und Nebenbuhlers, seine Verlobte! Erschien ihm dadurch die Neigung, die er für das Mädchen gefaßt, wie das geheimnißvolle Band, das seine Jugend mit seinen späteren Jahren hold verknüpfte, wie eine neue Blüte an demselben Strauch, so erkannte er doch auch, in welch' anderem Lichte Therese dieselbe sehen mußte. Vor Allem, da sie selber noch immer einen Anspruch auf sein Herz erhob und die Gegenwart aus der Vergangenheit heraus beurtheilte. Wie er Susanne draußen im Boot mit seinem Arme umschlungen, war sie eine verlassene, allein in der Welt dastehende Waise gewesen, er ihr Freund, ihr Beschützer, ihr Gatte; wie in ihren Empfindungen, waren sie in ihrem Thun unabhängig von der Welt, frei von

der Zustimmung wie von dem Einspruch der Anderen. Jetzt hatte Susanne eine Mutter, wie gespenstisch tauchte das Antlitz ihres Vaters vor seinen Augen hinter ihr auf. Was half es ihm, daß er mit diesen Hindernissen, diesem Spuk fertig zu werden hoffte, wenn sie weniger kühl und gelassen war, als er, wenn auf ihr Gemüth und ihre Phantasie diese Thatsachen, die Verworrenheit ihrer Lage stärker, als auf ihn, eindrängen? Wo es ihm so schwer wurde, das Gleichgewicht festzuhalten, wie sollte ihre Seele es nicht verlieren? Er mochte es sich nicht gestehen, aber er wußte es doch in seinem Innern, daß Therese ihren Einfluß gegen ihn anwenden und Susannen von der Verbindung mit ihm abrathen würde.

„Und hat sie denn nicht Recht?“ fragte er sich in einsamer Grübelei. Detlev war davongegangen, da der Freund seinen Rath nicht begehrte. „Passen meine Jahre zu Susannens Jugend? Ist es nicht die Pflicht der Mutter, ihre Tochter auf die Gefahren einer so ungleichen Verbindung aufmerksam zu machen? Darf ich es tadeln, wenn sie ihr unsere Vergangenheit erzählt?“ Wie eine finstere Staub- und Dunst-

wolke legte sich die Leidenschaft seiner Jugend auf die Zukunft, die er so licht und goldig geträumt. Manchmal trieb es ihn, hinunter zu eilen, um sein junges Glück vor dem Verderben zu retten und Susannen zuzurufen, auf keinen Einwand zu hören, und dann sagte er sich wieder: „Es ist ihre Mutter, dieselbe Frau, die du einst geliebt, der du jetzt ihr Kind rauben willst,“ und hemmte seinen Schritt. So saß er in sich versunken und je mehr die Dämmerung die Farben und Lichter am Himmel und auf der See auslöschte, desto grauer und trüber wurden auch seine Gedanken. Vor wenigen Stunden war er noch hoffnungsfreudig gewesen, jetzt kam es ihm vor, als wären das Einerlei der Dämmerung und die Entsagung die einzige Zukunft, die er erwarten dürfe, die ihm gezieme.

Da knarrte die schmale Holzstreppe unter einem leichten Schritte, ein Frauengewand raschelte, ein Finger klopfte zaghaft gegen die Thür . . . Und ehe er noch „Herein!“ rufen konnte, öffnete sie sich . . . War es eine Erscheinung? Susanne stand auf der Schwelle. Durch das gegenüberliegende Fenster glühte der letzte Schein des Abendroths. Sie trug ein

schwarzes, hoch hinaufgehendes Kleid, einen schmalen weißen Kragen um den Hals, eine blaßrothe Rose an der Brust, ein breitrandiger schwarzer Rembrandthut mit dunkler, um die Krämpe gelegter Feder saß auf ihren blonden Haaren: das Dunkle der Gewandung hob die Blässe ihres Gesichts, die Schlankheit ihrer Gestalt, ihren jugendlichen Reiz noch mehr hervor.

Er war aufgesprungen, ihr entgegen . . .

„Da bin ich,“ und sie warf sich schluchzend an seine Brust, „Deine Geliebte, Deine Frau, was Du willst, ich konnte nicht länger ohne Dich sein. Es tödtete mich. Ohne Dich bin ich weltverlassener als je; vermag ich Vertrauen zu einer Mutter zu fassen, die mich so lange verstoßen? Und Du, kannst Du mich noch lieben, mich, das Kind Deines Feindes? Seinetwegen sollte ich zu Deinen Füßen liegen, aber was ist mir dieser Todte? Was war ich jemals ihm? All' das ist wie von einem schadenfrohen Dämon erfonnen, um mich von Dir zu reißen. Entscheide über mein Schicksal, von keinem Andern nehme ich Rath oder Gebot an. Du allein bist treu und gut, was Du befehlst, will ich thun.“

Ihre Aufregung, ihre Schönheit hatten etwas Ueberwältigendes. Er schloß ihren Mund mit einem Kusse, er küßte ihr die Thränen von den Wimpern.

„Wenn Du an mir festhältst,“ sagte er, „wer will uns trennen? Für mich ist die Vergangenheit längst ausgelöscht und Dich kümmere sie nicht, Du bist schuldlos an all' ihren Irrungen; ich sehe in Dir nicht die Tochter eines Mannes, der mich hintergangen, nicht die Tochter einer Frau, die mir einst theuer war, Du bist für mich Susanne, die mich liebt, die zu beglücken der Zweck meines Lebens ist.“

Seine guten und tröstlichen Worte stillten ihre Thränen und den Erguß ihrer Leidenschaft. Die halb wahre, halb künstliche Ueberreizung ihrer Gefühle ließ in der Gewißheit nach, daß ihre Befürchtung übertrieben gewesen, daß sie seiner jetzt für immer sicher sei.

„Wie schwer haben sie es Alle mir gemacht,“ meinte sie zwischen Ernst und Scherz, in jener Unbewußtheit, die für ihn einer ihrer größten Reize war, „Dich zu erobern!“

„Aber Deine Liebe,“ erwiderte er lächelnd, „hat Himmel und Hölle überwunden.“ Eine Weile

sprachen sie, am Fenster sitzend, noch einmal das Geschehene durch und wie sie sich zu den Anderen verhalten wollten, und dazwischen stand sie von ihrem Stuhle auf, rückte die gefüllte Blumenvase auf dem Tisch zurecht, ordnete seinen Schreibtisch, glättete die Decke, in einer hausmütterlichen Anwendung, als müsse sie hier nach dem Rechten sehen, und es war ihm, als ob die ihr eingeborene Anmuth auf jedes Ding überströme, das sie berührte.

„Wie gut und zierlich wirst Du Dein Haus einrichten!“ sagte er.

„Nicht gleich,“ antwortete sie, „wenn wir Mann und Frau sind, möchte ich mit Dir reisen, weit weg von Allen hier, sie haben mich wissentlich und unwissentlich so viel leiden lassen!“ Und indem sie sich in seinen Arm zurücklehnte und die Augen schloß, dachte sie an Detlev und die Gräfin.

„Weit weg,“ sagte er, „so weit Du willst!“ Auch er theilte ihre Empfindung, daß eine Trennung das beste Mittel sei, zwischen Mutter und Tochter allmählig einen Einklang herzustellen. „Nun aber blicke heiter und laß uns zu ihr gehen, mich ver-

langt es, sie über Deine Zukunft und unser Glück zu beruhigen.“

Am nächsten Tage sprach die ganze Badegeellschaft von der Verlobung des Fräulein Wildherz mit dem Konsul Lunau. Durch die Meerfahrt der Beiden im gestrigen Sturm, welche das Gerücht schon mit allen erdenklichen Schrecken ausgemalt, gewann die Sache den besonderen romantischen Zauber. Bei der Stattlichkeit, der Munterkeit und dem Reichthum Lunau's bemerkten nur die Wenigsten den Altersunterschied zwischen den Verlobten. Und wen, sagten achselzuckend die reichen Hamburgerinnen, hätte das arme Gesellschaftsfräulein überhaupt heirathen können? Als ob sie eine Wahl gehabt! Wo sich ihr eine Hand bot, mußte sie zugreifen. Als eine so glückliche Verbindung von Poesie und Wirklichkeit erschien darum diese Verlobung, daß von allen Seiten dem Paare die herzlichsten Glückwünsche dargebracht wurden und ihnen, wo sie sich zeigten, die Blicke mit einer gewissen Theilnahme folgten. Noch am späten Abend hatte Susanne Charlotte aufgesucht, in einem Drang des Triumphes, daß sie, das verstoßene Kind, nun doch das große Loos gezogen. Charlotte dachte nicht

daran, sie zu beneiden. „Du verdienst einen so trefflichen Mann,“ sagte sie in aufrichtiger Freude.

„Und Du,“ entgegnete Susanne, „Du sollst mir den Brautkranz aufsetzen. Ich bringe Dir eine frohe Botschaft, mein Verlobter zürnt Deinem Vater nicht mehr, die Schuld ist ausgeglichen und getilgt.“

Charlotte hatte ihre Hände gefaltet:

„Mein Gott, ich danke dir!“

Auf ihre Fragen aber, was zwischen den beiden Männern einst vorgefallen, hatte Susanne sich mit der Antwort begnügt:

„Brauchst Du es zu wissen? Es ist vergessen und vergeben.“

Sie hatte sich wohl gehütet, der neuen Freundin zu verrathen, wie nahe sie einander standen: es war ihr eine Genugthuung, daß sie zwischen ihrem Aeußern und dem Charlottens, die ihrem Vater gleichen sollte, keine Aehnlichkeit entdecken konnte. „Niemand,“ sagte sie sich mit stiller Befriedigung, „wird es einfallen, uns für Schwestern zu halten.“

Es lag in Lunau's mittheilsamer Natur und schien ihm in diesem Falle sowohl durch seine Stellung wie durch das Aussehen, das seine Verlobung er-

regt, noch überdieß geboten, sie feſtlich auch für die Anderen zu begehen. Weder bei Susannen noch bei der Gräfin fand er Widerspruch; Susanne wollte gleichsam den Vorgeſchmack ihrer künftigen Herrlichkeit in dieſer Feier kosten, und die Gräfin war in der Stimmung, Alles über ſich ergehen zu laſſen. Die Erröthung der Dinge riß ſie hin und ſie empfand zuweilen die Gewalt derſelben wie eine wohlthätige Macht, die ſie der Beſinnung, aber auch der Nothwendigkeit eines Entſchlusses und einer That beraubte. Mit der zartesten Rückſicht behandelte ſie Lunau, in Worten kam er auf ihr Verhältniß zu Susannen nicht ausdrücklich zurück, aber er wußte in ihr die Mutter ſeiner Verlobten zu ehren. Detlev hatte zugleich ſeine feſte und harmloſeſte Miene aufgeſetzt, er that und redete, als wäre für ihn nicht das Gerinſte vorgefallen und Alles — „biß auf den kleinen Lärm, den jede Verlobung macht, die flügſte wie die dümmſte“ — in dem alten Geleiße geblieben. Von dem Kandidaten war in dieſen zwei Tagen ſeit ſeiner Ankunft nichts zu ſehen und zu hören geweſen, obgleich er die Inſel nicht verlaſſen.

„Sie ſind nicht böſhaft genug, Lunau,“ ſagte

Detlev, „sonst würden Sie ihn zu Ihrem Verlobungs-
feste einladen, die Rede zu halten; vermuthet, er würde
vortrefflich sprechen.“

Er war überhaupt in der besten Laune, in voller
Zuversicht. Die Entfernung Susannens aus dem
Hause mußte in dem Leben und den Gewohnheiten
der Gräfin eine schmerzliche Lücke reißen: eine neue
Gesellschafterin, selbst eine neue Freundschaft konnte
sie nicht ausfüllen. Sich in den Schatten und die
Entsagung zurückzuziehen, war die Gräfin doch noch
zu jung und zu erfüllt von Wünschen und Hoffnungs-
trieben. Deutlich bewies es ihm ihre Unruhe, ihre
Verlegenheit, wenn er sich zufällig ihr allein gegen-
über befand. „Das Beispiel Lunau's muß für sie
eine Mahnung sein,“ dachte er, „auf die Zukunft
nicht vorschnell und thöricht zu verzichten. Wenn
wir uns verlobten,“ und er kräuselte seinen statt-
lichen Bart, „würde das Echo etwas lauter und
länger sein, als dießmal; allein, wie lange währt
auch das stärkste Echo?“

Aber empfing Therese von all' seinen Bemühungen
auch nur einen leisen Eindruck? Streifte seine Ab-
sicht auch nur als phantastische Möglichkeit ihre

Seele? Sie war in dem Banne ganz anderer Gedanken. In den Zerstreungen und Beschäftigungen, dem Kommen und Gehen dieser Tage war sie innerlich einzig mit ihrer Tochter beschäftigt. Unentwirrbar durchdrangen und vermischten sich Neigung und Abneigung, sie erschraf vor sich selbst, daß sie Susannen als einer glücklichen Nebenbuhlerin grollte, die ihr die Liebe des Freundes entzogen, und sorgte und bangte in der nächsten Stunde um die Zukunft des Mädchens. Nach Allem, was geschehen, wie genau sie auch Susanne überwachte, konnte sie an deren Neigung für Lunau nicht zweifeln, und doch verließ sie die Angst nicht, daß Susannens Herz einem Andern gehöre. Indeß nicht der geringste Anhalt wollte sich ihrem Verdachte bieten: in gleichmüthigster Weise verkehrten Detlev und Susanne mit einander; wenn sie ein wenig ihren muthwilligen Ton gegen ihn gedämpft, feltener als sonst das Wort an ihn richtete, so war ihre Verlobung eine ausreichende Erklärung dafür. Hatte seine glänzende und bestechende Erscheinung in der That auf Susanne keinen Einfluß geübt, hatte ihre Klugheit ihr gleich bei der ersten Begegnung gesagt, daß die Liebe einer armen Gesellschafterin zu einem

armen Edelmannen eine aussichtslose Thorheit sei? Wie gern hätte die Mutter das Herz der Tochter darüber ergründet! Wie sehnte sie sich nach einer kindlich rückhaltlosen Hingebung, um sich seufzend einzugestehen, daß sie dieselbe nicht verlangen könne!

Drüben in dem Pavillon auf der Düne hatte der Konsul seine Verlobung gefeiert. Es war am dritten Tage nach dem Sturm gewesen. Um die geschmückte Tafel hatte sich eine nicht zahlreiche, aber erlesene Gesellschaft zusammengefunden. Wie es sich nach ihrem Range von selbst verstand, hatte die Gräfin den Ehrenplatz eingenommen und ebenso natürlich hatte sie Herr von Bassewitz geführt. Ihnen gegenüber hatte das Brautpaar gesessen und die großen, dicht mit Blumen gefüllten Delfter Vasen zwischen ihnen in der Mitte des Tisches gestanden, so daß Susannens Gesicht den Augen der Gräfin halb entzogen wurde. Ueber die Braut war nur eine Stimme des Lobes. Die Rosen ihrer Wangen hatten mit den Rosen in ihrem Haar an zarten Farbentönen gewetteifert. Ihre Jugendfrische und ihre Mädchenhaftigkeit entzückte die Männer, ihre Liebenswürdigkeit entwaffnete die Frauen, die ihr vielleicht ihr Glück

nicht gönnten. Die Weise, wie sie ihren Arm in den ihres Verlobten legte, den Kopf zu ihm wandte, ihr Glas an das seine anstieß, war die anmuthigste. Fröhlich und herzlich hatten Alle in das Hoch auf das Brautpaar eingestimmt, das Detlev, als der „älteste Freund des Bräutigams in dieser Tafelrunde“, in wohlgefügter Rede, mit Schiller's Versen aus der „Glocke“ wirksam schließend, ausgebracht. War in Lunau's Mienen heute auch keine Spur von Strenge zu entdecken, so paßte doch das Bild des Dichters trefflich auf die Verlobten. Der gereifte Mann und das Mädchen, das sich zur Blüte erschlossen, das Wohlwollen und die Festigkeit, die sich in seinem Wesen ausdrückten, und der Schimmer geistiger Ueberlegenheit, der auf ihrem Antlitz glänzte, versprachen „einen guten Klang“. Ohne störenden Zwischenfall, allen Theilnehmenden zum Vergnügen, bei heiterstem Wetter verlief das Mahl. Bei der Milde und Windstille des Abends wurden die Fenster der Halle geöffnet. Tief im violetten Schatten lag drüben die Insel, während weithin nach Westen das Meer unter dem Sonnenuntergang leuchtete. In einem der Zimmer stand ein Klavier und abwechselnd

spielten die jungen Mädchen darauf. Die Töne, die hinausdrangen, und das Geräusch der Wellen, die an die Landungsbrücke schlugen, vermischten sich zu einer sanften, träumerischen Melodie.

Die Einen lustwandelten auf dem weichen Sande des Strands, Andere saßen auf den Holzbänken der Brücke, an der die Boote, die sie zurückführen sollten, mit eingezogenen Segeln, mit Tauen an den Pfählen befestigt, in dem mäßig bewegten Wasser auf und ab schaukelten, hoch oben auf dem Hügelrücken der Düne standen Susanne und Charlotte. Im Saale waren nur die Gräfin und Lunau geblieben. Er zauderte eine Weile, dann trat er entschlossen zu ihr. Sie lehnte an einem der Fenster, den Blick nach dem Abendroth gewandt. Niemand hatte ihr während des Festmahles die Bewegung, in der sie war, den Kampf zwischen der Würde, die sie behaupten mußte, und ihrer Ergriffenheit angesehen. Lunau aber bemerkte etwas wie einen feuchten Glanz in ihren Augen.

„Endlich ein Augenblick, Frau Gräfin,“ sagte er, „wo wir allein sind, wo ich in jedem Sinne Sie um Ihren Segen für diese Verbindung bitten

darf. Ich fühle, wie besorgt Sie um das Glück des Kindes sind, das seine Hand in die eines um so viel älteren Mannes gelegt; wie sehr es Sie schmerzt, daß ich es Ihnen, allzu schnell für Ihren Wunsch, entführe. Braucht es der Versicherung, daß Sie mir Susannens Zukunft ohne einen Schatten von Beunruhigung anvertrauen können? Daß sie von mir nur Worte der Freundschaft und Verehrung für Sie hören wird? Wie ich hoffe, daß Sie mir die Liebe dieses holden Geschöpfes freundlich gönnen, so seien Sie überzeugt, daß ich sie willig mit Ihnen theile.“

„Sie empfangen ja nur, was ich nie befehlen, Sie sind der Glückliche!“

„Lassen Sie ihr Zeit, sich an meiner Seite in ein neues Leben einzugewöhnen, ich bringe sie Ihnen als liebende Tochter zurück.“

„Ach, mein Freund, was hilft's, mir den Schmerz der Trennung versüßen zu wollen? Sie nehmen sie mir hinweg, ich habe es nicht verstanden, ihr Herz zu gewinnen und zu halten. Einem unerreichbaren Gute trachte ich nach. Was kann ich Ihnen sagen und wünschen? Ich hatte eine andere Lösung für uns Alle geträumt. Aber wenn Sie Susanne lieben,

wie gern bescheide ich mich! Sei alles Gute und jeder Segen mit Ihnen und mit ihr. Nicht nur die Mutter, auch die Freundin erfleht es für Sie vom Himmel.“

„Amen,“ sagte mit einer gewissen Feierlichkeit Lunau. „Ich denke, wenn ich von Hamburg zurückkehre, Sie und Susanne im Gleichmaß der Stimmung und mit der Wendung unseres Geschicks versöhnt und still beglückt darin zu finden.“

Es war schon verabredet worden, daß er am nächsten Tage mit Detlev nach Hamburg fahren wollte, um die nöthigen Schritte zu seiner Verheirathung zu thun: er wünschte, in der Kirche, wo er getauft worden, auch getraut zu werden.

Während sie noch am Fenster standen und miteinander sprachen, war Susanne von der Düne herabgeeilt, sie hatte den Arm um Charlottens Leib geschlungen.

„Was hast Du?“ hatte diese bei dem wilden Lauf gefragt.

„Es ist ein Schatten hinter uns,“ und wirklich, als Charlotte sich scheu umblickte, hob sich auf dem Hügel von dem noch hellen Abendhimmel eine dunkle

Gestalt ab: ein Mann im langen schwarzen Rock, mit einem Quäkerhut auf dem Kopfe . . .

Jetzt mochte ihn auch Detlev, der auf der Brücke gestanden, gewahrt haben, denn er kam den Mädchen entgegen und lachte.

„Nehmen Sie Reißaus vor einem traurigen Verehrer, Fräulein Wildherz? Um Sie in dem Glanz Ihrer jungen Brautschaft zu sehen, hat er der Seekrankheit getrogt. Betrübt ist er um den Pavillon herumgeschlichen, während wir tafelten. Er soll herunterkommen und ein Glas auf Ihr Wohl leeren. Auch für Sie ist er ja als Ihr Nachbar kein Fremder, Fräulein Rickmers. Ich hole ihn.“

„Nein, nein!“ wehrten beide Mädchen ab und auch die lange Gestalt auf dem Hügel, der Detlev freundlich den Hut zuschwenkte, machte mit der ausgestreckten Hand eine ablehnende Bewegung und verschwand gleich darauf in der jenseitigen Senkung des Abhangs.

„Schien es doch, als wollte er uns nur: ‚Eitelkeit! Eitelkeit der Eitelkeiten!‘ zurufen.“

„Und hätte er nicht Recht?“ sagte Susanne.
„Alles ist eitel.“ Sie hatte Charlotte losgelassen

und war stehen geblieben, während die Freundin langsam der Strandhalle zuschritt.

Detlev blickte in Susannens Augen, es funkelte eigenthümlich darin. Die Festfreude, die Erregung des Tages, nun noch der leise Schreck über die unerwartete Erscheinung des Kandidaten malten sich auf ihrem Gesicht ab.

„Doch nicht Ihr Glück,“ entgegnete er, „es beginnt erst, goldig und rosig,“ und er deutete auf die schimmernden Abendwolken. „Der erste Trunk aus gut verwahrter Flasche war noch niemals schal.“

„Sie müssen mein Loos freilich preisen, da Sie es mir immer verheißen haben. Bin ich Ihre gelehrige Schülerin gewesen?“

„Was hätte ich Sie lehren können, das Ihnen Ihr Verstand und vielleicht auch Ihr Herz nicht besser und eindringlicher gesagt?“

„Wie nichtig die Liebe und wie schal der Grund jeder Flasche ist,“ erwiderte sie. Eine der Dienerinnen, welche Erfrischungen herumreichte, näherte sich ihr. Sie ergriff ein Champagnerglas und nippte daran.

„Susanne!“ rief er leise, ihre Schönheit und ihre Leidenschaft rissen ihn gegen seinen Willen fort.

„Aber ich danke Ihnen, daß Sie es mich so früh gelehrt, denn nun kenne ich auch das Mittel, mich vor jeder Enttäuschung und Gefahr zu bewahren“ — und mit einem hastigen Zuge, wie um ihre lechzende Seele zu kühlen, leerte sie das Glas und warf es mit wildem Schwunge in die See . . . „Trank nie einen Tropfen mehr.“

Es klirrte etwas an ihrem Handgelenk; bei der heftigen Bewegung war ihr Armband aufgesprungen und herabgeglitten. Detlev hob es vom Sande auf, er war wie ein Bethörter und Trunkener.

„Ich bringe es Ihnen, nachher,“ flüsterte er.

Sie schien weder den Verlust bemerkt noch seine Worte gehört zu haben, sie war ihm schon einige Schritte voraus, auf ihren Verlobten zugegangen, der mit der Gräfin aus der Thür des Pavillons auf den Brettersteg zur Brücke getreten war.

„Wo bist Du so lange geblieben?“ fragte sie und hing sich an seinen Arm. „Laß mich nicht allein unter den Fremden. Wir wollen hinüber, ich bin müde.“

Detlev kam nicht in demselben Boot mit ihr zu sitzen, die Gräfin hielt ihn in einem Gespräch fest,

bis das Boot mit den Verlobten von der Brücke abgestoßen war. Als alle Boote etwa die Mitte der See zwischen der Insel und der Düne erreicht hatten, hielten die Ruderer inne. Der Wirth ließ die Halle und die Dünenhügel mit bengalischem Licht erleuchten, Schwärmer, Raketen und bunte Leuchtkugeln stiegen und zugleich erhellte sich auch das Deck des Cuyhaven mit farbigen Lampen und die Leute darauf brachten dem vorüberfahrenden Brautpaar ein Hoch aus. „Welch' ein galanter Mann ist doch dieser Consul Lunau!“ sagten die Damen der Gesellschaft sich in's Ohr, und Susanne, zu deren Ehren und Vergnügen dieß Alles in's Werk gesetzt war, flüsterte ihm zu:

„Du verwöhnst mich und ich bin zu arm, Dir zu danken.“ Bei dem letzten Schein des Feuerwerks landeten sie an der Insel. Mit fröhlichem Rufem und Grüßen und Händeschütteln trennte man sich. Vor der Villa warf sich Susanne ungestüm in Lunau's Arme und küßte ihn leidenschaftlich, versengend: „Gute Nacht, Liebster, Bester, gute Nacht!“ und flog die Stiege zu ihrem Gemach hinauf: weder auf Detlev noch auf die Gräfin hatte sie Acht.

„Was ist ihr?“ fragte Lunau und wollte ihr folgen.

„Der Tag hat sie aufgeregt,“ begütigte Therese, „sie bedarf der Ruhe. Also auf Wiedersehen, meine Herren, morgen in der Frühe am Strande.“

„Wir klopfen an Ihre Fenster, Frau Gräfin,“ entgegnete Lunau, „gute Nacht!“

In ihrem Schlafzimmer hatte die Jose Alles zur Nacht geordnet und wartete ihrer Befehle. Aber sie dachte nicht an Schlaf. Was zwischen Detlev und Susannen vorgefallen, wußte sie nicht, sie hatte nur das Mädchen das Champagnerglas in das Meer werfen sehen und nachher im Gespräch Detlev's Verwirrung und Zerstreutheit bemerkt. Hatte Susanne zu spät die Flamme in ihrem Herzen erkannt? Kämpfte die Arme jetzt vielleicht den bitteren Kampf zwischen Neigung und Pflicht? Angestrengt horchte sie hinauf: die leichte Balkendecke ließ jeden schärferen Schritt, jeden lauterem Ton nach unten dringen. Aber nichts war zu vernehmen. Schließ sie, weinte sie? Ueber ein Duzend Stufen hinauf und sie konnte bei ihr sein. Und doch zögerte die Mutter, die Tochter aufzusuchen. Denn was konnte sie ihr

sagen, was von ihr erfragen? Vielleicht war ihre Sorge eine überflüssige und Alles, was sie beobachtet, zufällig und gleichgültig gewesen . . . ein Ausbruch der Freude und des Uebermuths . . . und ihre Worte entzündeten erst den Brand, der sonst ohne Gefahr in sich verglommen wäre . . . Zuletzt überwand doch die Angst jede andere Ueberlegung, sie öffnete ihre Thür . . .

In dem kleinen Hause war es todtenstill. Die Wirthin, der auch das gegenüberliegende Haus gehörte, war mit Theresens Zofe hinübergewandert, einer Familie, die morgen abreisen wollte, beim Einpacken behülflich zu sein: die Gasse ist so schmal, daß ein Ruf der Gräfin Beide gleich erreicht hätte.

Therese hatte noch die Thür ihres Gemachs in der Hand, als leicht auftretend, beinahe geräuschlos, ein Mann in die Hausflur trat. Bei ihrem Anblick prallte er zurück.

„Herr von Bassewitz!“ rief die Gräfin mit Geistesgegenwart. „Es ist doch kein Unglück geschehen, daß Sie noch zu uns kommen?“ Zu wem konnte er wollen, als zu Susannen; war es ein verabredetes Stelldichein? Aber wenn ihr Ver-

dacht durch diesen späten Besuch über ihre Befürchtung hinaus bestätigt wurde, regte er auch die ganze Kraft ihres Willens an, jedes Unheil von der unvorsichtigen Tochter abzuwehren.

„Zu Ihnen, Frau Gräfin,“ sagte rasch entschlossen Detlev. Hier gab es keinen Ausweg. „Eine unsinnige Hoffnung hat dich hergeführt, nunze jetzt die Gelegenheit verständiger zu deinem Nutzen aus; konntest du im Ernste wähnen, daß sie dich noch empfangen würde? Sie hat sich lustig über dich gemacht und dich die Gewalt ihrer Schönheit fühlen lassen; allein ist es nicht die Tochter, so ist es die Mutter“: wie ein Blitz zuckte ihm diese Gedankenreihe durch den Kopf.

Nun waren sie in Theresens Zimmer. Sie hatte sich niedergesetzt, er war neben dem Tische, auf dem eine Petroleumlampe den Raum erhellte, stehen geblieben und hatte Susannens Armband hervorgezogen.

„Darf ich die Frau Gräfin bitten, dem Fräulein Wildherz die Spange zu geben? Sie hat sie drüben auf der Düne verloren.“

„Und darum sind Sie in so später Stunde noch die Treppe hinabgestiegen?“

Auf ihren Wink hatte Detlev einen Stuhl genommen. Er hatte ihren ironischen Ton wohl verstanden.

„Nein, Gnädigste,“ antwortete er mit seinem offensten Lachen, „darum nicht. Ich hätte das Armband Lunau geben können. Aber da ist noch ein Haken und über gewisse Dinge verhandeln Männer schwer mit einander.“

„Also leichter mit Frauen?“

„Mit Frauen wie Sie, Gnädigste, ja. Ich habe einen Streit mit dem Fräulein gehabt und wollte Ihre Vermittlung anrufen. Wenn ich mit Lunau von Hamburg zurückkehre, möchte ich mit seiner Braut wieder den Friedenspfad wandeln.“

„Einen Streit hatten Sie mit ihr, einen ernstlichen?“

„Einen metaphysischen — ich finde keine andere Bezeichnung dafür. Er hob von dem unglücklichen Kandidaten an, der plötzlich auf der Düne hinter uns erschien. Er hat es offenbar übel genommen, daß ihn Lunau nicht zu seiner Verlobungsfeier eingeladen, und sich in seiner Weise gerächt. Denn das Fräulein gerieth, auf einen Scherz hin, der mir

entfuhr, in eine schwermüthige Betrachtung über die Unzulänglichkeit des Irdischen und die Eitelkeit aller Dinge. Ein Anderer, als ich, würde es besser verstanden haben, ein so junges, an einem solchen Tage von den verschiedensten Empfindungen und Vorstellungen bewegtes Gemüth zu besänftigen: ich reizte es nur noch mehr.“

„Und was soll ich ihr nun sagen, um die frühere Freundschaft zwischen Ihnen und ihr herzustellen?“

„Freundschaft, Frau Gräfin, ist das nicht ein zu hohes und zu tiefes Wort? Zwischen einem unstäten, hin und her geworfenen Manne, einem vielgeprüften, armen Reisenden, und diesem liebenswürdigen Mädchen, das in seiner Lebendigkeit und seinen poetischen Neigungen eines festen Haltes und einer weisen Führung bedarf? Unter glücklichen Umständen haben wir uns kennen gelernt, ein Duzend froher Tage verlebt, aber wie könnte diese flüchtige Berührung die Kluft überbrücken, die uns trennt! Was Sie ihr sagen sollen? Ja, daß sie mich nicht für einen irrenden Ritter nimmt, der auszieht, Prinzessinnen zu befreien; daß ich etwas von einem Yankee und Goldsucher in mir habe, der sich müh-

felig durch das Leben schlägt und nicht viel von sentimentalen Gefühlen weiß und wissen will; daß sie mir nicht länger zürnt, weil meine derben Reden ihren Idealismus etwas zu hart angepackt haben.“ Er war aufgestanden.

„Und das wäre Alles, was ich ihr zu sagen hätte?“

„Alles,“ versicherte er, die Hand auf sein Herz legend. „Es gibt keinen andern faßbaren Grund des Streites zwischen mir und dem Fräulein. Was sonst Männer und Frauen entzweit — o, Frau Gräfin, Sie können nicht glauben, daß es jemals auch nur als Schatten in meine Beziehung zu diesem Mädchen hineingespielt, gerade Sie nicht!“

„Herr von Bassewitz!“

„Warum wollen Sie nicht hören, daß ich Sie verehere? Daß ich meinen Blick zu Ihnen wie zu etwas Idealischem erhebe? Sie sind die einzige Frau, die ich hochachten gelernt. Und kränkte Sie diese Huldigung? Welche Verpflichtungen habe ich nicht gegen Sie! Sind Sie nicht für mich eine rettende Göttin gewesen, die Leukothea, wie ich in der Schule lernte, für den Wanderer Odysseus! Besitzen Sie

nicht jene Schönheit, welche alle Vorzüge der Jugend siegreich aus dem Felde schlägt?“

„Wodurch hab' ich nur diese Sprache verdient!“ sagte sie fassunglos. Er stand so dicht vor ihr, zwischen Tisch und Sopha, daß sie sich nicht von ihrem Sitz erheben konnte.

„Klagen Sie sich selbst an, Gnädigste, Ihren Geist, Ihren Reiz. Und was fordere ich denn? Ihr ergebenester Diener und dereinst Ihr Freund zu sein. Gestatten Sie mir, um Sie zu werben —“

„Niemals, niemals!“ Nun hatte sie ihn doch zurückgestoßen und war aufgesprungen.

„Ich denke trotz alledem,“ sagte er, mit einem feurigen Blick sie gleichsam umfangend, „daß eine Stimme in Ihrem Herzen für mich spricht.“ Und schon hielt er sie in seinen Armen, an seine Brust gedrückt und küßte ihren widerstrebenden Mund.

Erschreckt wandte sie das Gesicht von ihm weg und verbarg es in den Kissen des Sophas. Erst nach einer Weile wagte sie aufzublicken. Er hatte das Gemach verlassen. War es Wirklichkeit, war es ein häßlicher Traum gewesen? Als ob er wiederkehren könnte, verschloß sie die Thür. Was hatte

sie erfahren müssen! Er wagte es, im Ernst zu hoffen, sie zu gewinnen, die Wittwe, die ältere Frau? Wie als Ersatz für die verschmähte Tochter. Hielt er sie seinen Schmeicheleien für so zugänglich, ihr Blut noch für so heiß und so entzündlich, daß sie den eigentlichen Grund seiner Neigung, ihr Vermögen, darüber vergessen würde? Und schön sollte sie sein? Ein Ekel vor sich selbst ergriff sie. Zornig wühlte sie in ihren Haaren, sie wusch ihr Antlitz, als müsse sie so die Spur seines Kusses abwischen. Während sie den Freund, nach dem sie sich gesehnt, nicht mehr zu rühren vermochte, entflammte ihr Reichthum in dem verwegenen Manne eine künstliche Glut. Regungslos saß sie an ihrem Toilettentisch. Die Nacht in Ascheburg erstand wieder vor ihr, als sie zum ersten Male Lunau's Namen nach so vielen Jahren von Neuem vernommen. Welche Hoffnungen hatten damals ihr Herz durchzogen! Jetzt erschienen sie ihr als die schmachlichste Untreue gegen den verstorbenen Gatten. Wie eine gewissenlose Mutter, war sie auch ein treuloses Weib. Ein Schauer der Verzweiflung schüttelte sie mit seinem Frost. Weder ihr Kind noch der Freund gedachten ihrer; die armseligen

Reste ihrer Schönheit und ihre Güter lockten nur die Habsucht und stachelten nur die Begierde eines Abenteurers. Lohnte es sich, ein einsames Leben freudlos weiter zu schleppen, in solchen Kämpfen und Anfechtungen? Um vielleicht, — und erschrocken verhüllte sie ihr Angesicht, — ihnen zuletzt doch zu erliegen! Plötzlich fühlte sie etwas Kaltes in ihren Händen, sie hatte die Schneide des Messers berührt, das einst Lunau gehört. Es lag in ihrem Toilettenkasten. „Hätte er mich besser getroffen!“ dachte sie, „wie viele Schmerzen und Enttäuschungen wären mir erspart geblieben!“

Ein Klopfen an der Thür . . . und noch einmal . . . und dann eine bittende Stimme:

„Deffnen Sie!“

Mutter und Tochter standen sich auf der Schwelle gegenüber. Bläß und verweint sah die Eine in das bleiche, verstörte, durch den Lichtschein noch mehr entstellte Gesicht der Andern.

Auf dem Tische liegend, gewahrte Susanne ihr Armband.

„Er hat es Ihnen gebracht,“ stammelte sie, „was hat er Ihnen gesagt?“ Ihre Blässe verwandelte sich

in glühes Roth und sie verbarg, niedersinkend, ihren Kopf an den Knien Theresens. „O, meine Mutter!“

Ein Laut des Wehs und doch that er Theresen wohl, nie war bisher ein solcher Ton über Susannens Lippen gedrungen.

„Nichts, was Dich so erschrecken könnte, mein armes Kind,“ und sie strich ihr mit der Hand über die aufgelösten Haare und die ängstlich forschenden Augen. „Von einem Streit zwischen euch Beiden hat mir Herr von Bassewitz gesprochen, mit der Bitte: Du mögest ihm wegen seiner Ansichten nicht weiter zürnen.“

„Verbirg mir nichts, Mutter, schon mich nicht! Er hat nicht damit geprahlt, daß ich ihn liebte?“

„Aber wie hätte er das können?“

„Weiß ich, was ich gesagt habe? Allein es war Lüge, Tollheit! Al' das Beste in meinem Herzen gehört dem Manne, dem ich meine Hand gegeben. Und das Unkraut werde ich ausreißen. Ich vernahm, wie er zu Ihnen kam, ich wußte, daß er mein Armband hatte — o, meine Mutter, beschützen Sie Ihr Kind!“

Therese umschloß sie mit ihren Armen, fest und

zärtlich, sie fühlte, daß sie nicht mehr arm und verlassen sei, daß der Schmerz der ersten herben Enttäuschung in dieser jungen, ringenden Seele die Sehnsucht nach dem Rathe und Troste einer Mutter geweckt habe.

„Ich bleibe bei Dir, mein Kind, weine Dich aus! Es ist wie ein Gewitter im Frühling. Und wenn Du Dein Verlöbniß —“

„Nein, nein!“ wies Susanne schon den Gedanken zurück. „Ich werde mit Lunau glücklich werden, weil ich es will. Rärtlichkeit und Dankbarkeit, ich hoff' es fest, sollen dauernder als erste Liebe sein. Und Sie werden mir zur Seite stehen, ich bin nicht so schlimm und unbändig, wie ich diese Tage über gewesen, Sie werden meine Mutter sein, auch wenn Sie Herrn von Bassewitz geheirathet haben.“

„Welch' ein Gedanke! Niemand wird sich fortan zwischen Dich und mich drängen, mein Herz hat nur noch Raum für Dich.“

„Aber er liebt Sie.“

„Er liebt mich so wenig, wie er Dich geliebt hat, er liebt nur das Geld und sich selbst.“

„O —“ und Susanne sprang aus ihrer halb

knieenden Stellung auf — „dann gib ihm, gib ihm mit vollen Händen, laß es das Lösegeld für mein Herz sein!“

*

... Am nächsten Morgen — schon um acht Uhr wollte der Cuxhaven in die See stechen — als die Herren vom Oberlande herabkommend auf die Zütlandterrasse heraustraten, stand Susanne auf ihrem Balkon und winkte ihnen mit ihrem Tuche.

„Guten Morgen, Bielliebchen!“ lachte sie Lunau zu: sie hatte gestern eine Doppelmandel mit ihm getheilt.

Die zarte Blässe ihrer Wangen und der leise, verschleierte Glanz ihrer Augen stimmten zu der Stunde des Abschieds, zu der Gehaltenheit ihres Wesens. Nichts erinnerte in ihrer Geberde und Rede an die stürmische Erregtheit des gestrigen Tages. Wie früher so oft, konnte Detlev, als er mit ihr zum Strande hinunterging, in seiner breiten Weise mit ihr plaudern und scherzen; es fiel ihm auf, daß sie sich mehrmals nach der Gräfin und Lunau, die in größerer Entfernung ihnen folgten, umsah und dann wieder mit eigenem, „spitzbübischem“ Lächeln sich zu ihm wandte.

Am Strande wartete ihrer noch eine sonderbare Ueberraschung: Lorenz Stechow wollte mit dem Curhaven die Insel verlassen.

Langsam, zwischen Zaghaftigkeit und Feierlichkeit, näherte er sich der Gräfin.

„Sie hatten mir befohlen, Ihnen fern zu bleiben, Frau Gräfin,“ sagte er, „es war die gerechte Strafe für meinen Überwitz. Kam es mir zu, nach meiner Vernunft Gottes Rathschluß lenken zu wollen? Ich möchte darum nicht ohne Ihre Verzeihung nach Aschburg zurückkehren.“

„Ich habe nichts zu verzeihen, Herr Stechow,“ antwortete sie. „Die Vorsehung leitet und gebraucht uns nach ihrer höchsten Weisheit. So hat sich durch Ihr Zuthun eine heilsame Wandlung in mir vollzogen, für die ich dem Himmel und doch auch Ihnen danke. Wir stehen Alle in einem großen, geheimnißvollen Zusammenhange, wie wir ihn nicht zerbrechen können, wollen wir auch nicht über die Rolle mäkeln, die wir darin spielen. Wir sind allzumal Sünder, aber auch Kinder Gottes.“

Mit schnellen Ruderschlägen brachte Dicken Friedrichs sein Boot dem Dampfer näher und näher.

„Merkwürdig,“ sagte Detlev, „die Gräfin kam mir heute um Jahre gealtert vor. So verwandelt gegen gestern. Haben Sie es nicht auch bemerkt?“

„Wie Vieles ist auf sie eingestürmt! Und dann die bevorstehende Trennung von Susannen . . .“

„Ist sie ganz Mutter geworden?“

„Könnten sich ihr übrigens gefällig erweisen, Herr von Bassewitz. Sie ist in Sorge um ihren Bau in Ascheburg, um die Verwaltung des Gutes; Sie wissen, sie will den Herbst und den Winter in Italien zubringen . . . Wenn Sie inzwischen während ihrer Abwesenheit im Schlosse nach dem Rechten sähen . . . Denke, Sie haben gerade kein dringliches Geschäft für den Winter . . . und am Ende . . . wir sind Alle sterblich und sie ist älter als Sie . . .“

„Herr Konsul!“

„Ueberlegen Sie sich die Sache und reden Sie weiter mit ihr darüber, wenn wir zurückkehren. Auf Wiedersehen, Dicken. Grüßt die Damen. Hui, wir werden eine nasse Ueberfahrt bekommen, Bassewitz.“

„Strichregen, Herr Konsul. 'ne Viertelstunde. Da sind wir,“ sagte Dicken.

Die Beiden waren am Bord und blickten nach

der Insel hinüber. Regen und Nebel hüllten sie in grauen Flor. Mit lautem Gestöhn setzte sich das Schiff, eine schwarze Dampfwolke über sich, in Bewegung.

„Wie wir ankamen, war's ein freundlicherer Anblick,“ meinte Lunau.

„Ja, es sieht traurig aus,“ erwiderte Detlev spöttisch: trotz der großen Aussicht, die ihm Lunau eröffnet, empfand er das Anerbieten als eine Abzahlung und die Art, wie es ihm gemacht wurde, als einen Stich, und er wollte ihn heimzahlen, „so grau und gleichgültig, wie die Welt einem Mädchenherzen nach der ersten Liebe erscheint.“

„Poetisch, Bassewitz?“ lachte Lunau: er verstand ihn nicht.

Gleichmäßig hob und senkte sich die Maschine, gleichmäßig und sicher durchfurchte das Rad des Dampfers die Flut . . . So geht das Leben fort, wie auch die Atome zerstäuben . . .



Im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart und Leipzig ist ferner erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Domschenke.

Roman

von

Detlev von Geyern.

Preis broschirt M. 5. —; fein gebunden M. 6. —

Der Roman dieses neuen, hochbedeutenden Talentes bietet ein wunderbar lebendiges und anziehendes Bild deutschen Städtelebens, das sich in der altniederländischen Residenz des damals reichsunmittelbaren Fürstbischofs von Hildesheim ganz besonders eigenartig gestaltete. Eine reiche und mächtige, auf ihre alten Rechte trotgende Patrizierschaft beherrschte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts das bürgerliche Leben Hildesheims und stellte sich dem damals regierenden Fürstbischofe, Friedrich Wilhelm, einem geborenen Grafen von Westphalen, hartnäckig entgegen, als derselbe die Zügel der Staatsgewalt als Landesherr straffer anziehen und die Städteordnung in damals liberalem Sinne zu Gunsten der kleinen Bürgerschaft reformiren wollte. Die Schilderungen jener politischen Kämpfe um das Stadtrecht bilden den brillant gemalten Hintergrund einer reizenden, tief ergreifenden Liebesgeschichte, die sich an die heute noch um ihres großen Kellers und ihrer edlen Weine berühmte und viel besuchte Domschenke knüpft; und wie die Stadt Hildesheim ganz besonders reich ist an Legenden und zugleich an ganz eigenthümlich freien und Aylrechten, so spielen denn in die Dichtung Detlev's von Geyern die alte Legende vom tausendjährigen Rosenstock am Dom, sowie andere Sagen hinein. Wir glauben, daß alle Diejenigen, welche neben der großen, eigentlichen Weltgeschichte das historische Leben des deutschen Volkes in seiner besonderen und so mannigfach verschiedenen Eigenartigkeit zu verfolgen und zu ergründen lieben, an diesem Buche großes Interesse gewinnen werden, während der Verfaßer zugleich bestrebt gewesen ist, auch der spannenden Unterhaltung in der Komposition seiner Erzählung vollste Rechnung zu tragen.

Katharine Olsand.

Roman

von

Johannes van Dewall.

3 Bände. Preis broschirt M. 12. — ; fein gebunden M. 15. —

Van Dewall hat mit seinen ergreifenden Herzensgeschichten die Herzen aller Frauen erworben, die er nach so vielen glänzenden Siegen vollends mit dem „Alten Hans“ und dem Helden von „Ein Mann“ im Sturme eroberte. Wählte er in seinen Romanen gerne einen flüchtig skizzirten historischen oder lokalen Hintergrund, so tritt er mit „Katharine Olsand“ mitten in die Geschichte, indem er die denkwürdigen Tage Hamburgs, welche die Besetzung durch die Franzosen zu einer ebenso düstern als interessanten Episode gestempelt, vor unseren Augen in einem ereignis- und figurenreichen Tableau heraufführt, das von den eingehendsten Studien auf jedem Blatte Zeugniß gibt, aber durch die Behandlung des Vorwurfs diese so glücklich zu verdecken weiß, daß wir uns doch rein dem Genusse der romantischen Geschichte hingeben, welche von so reizenden und anmuthigen Frauengestalten belebt wird, daß die Schrecken der Zeit fast ohnmächtig unser Herz berühren. Die ganze Zeit der napoleonischen Knechtung ist so meisterhaft in diesem Spiegelbild geschildert, das Ganze durchweht der Geist so echten, aufopferungsfähigen Patriotismus und die ideale Gestalt der Heldin tritt so mächtig aus den sich im bunten Spiele der Ereignisse drängenden historischen und dichterischen Figuren hervor, daß wir diesen Roman mit Fug und Recht den besten Geschichtsromanen der Gegenwart einreihen dürfen.

Die Rose vom Haff.

Roman

von

Emile Erhard.

3 Bände. Preis broschirt M. 12. —; fein gebunden M. 15. —

Emile Erhard, oder wie man ihn noch lieber nennt, der Verfasser von „Ruth“, weil dieser Roman ihn in die Lesewelt eingeführt und sofort zum Liebling derselben gemacht, hat mit der „Rose vom Haff“ einen noch brillanteren Trumpf ausgespielt, der ihm die Gunst des Publikums für alle Zeiten sichern wird. Kaum ein anderer Dichter vor ihm hat die Welt des Hofes so meisterhaft geschildert, als er: hier ist er zu Hause, das ist der Boden, den er souverän als Erzähler beherrscht, und er hat es verstanden, die Hofluft mit dem Dufte der Poesie zu verweben. Eine der liebenswürdigsten, anmuthigsten Erscheinungen der Romanliteratur, „Die Rose vom Haff“, welche mit einem kleinen nordischen Hofe an den großen nordischen Hof kommt und hier durch ihre Schönheit, ihren Liebreiz und ihren natürlichen Geist Alles entzückt, namentlich einen Prinzen des heimischen Hofes sich zu Füßen schiebt, bilden den Mittelpunkt dieser figurenreichen und fesselnden Geschichte, deren Schleier so zart gewoben sind, daß man die wirklichen Persönlichkeiten, die sich hinter erborgten Namen verbergen — denn nur Fürst Bückler ist wirklich genannt — fast auf den ersten Blick erkennt. Diese Mischung von Realismus und Poesie, diese Lüftung der wie intime des Hofes, vor Allem aber diese entzückende Heldin, die nicht bloß die Herzen aller Männer, sondern auch aller Frauen gewinnen muß, gibt dem Roman die Bedeutung eines „Ereignisses“ in der Literatur, das den Autor dauernd in die erste Reihe stellen wird.

A m a z o n e .

Roman

von

Karl Vosmaer.

In deutscher autorisirter Uebersetzung von Lina Schneider.

Mit einem Vorwort von Georg Ebers.

Preis broschirt M. 5. — ; fein gebunden M. 6. —

Der vorliegende Roman, dessen holländisches Original von der bewährten Hand der Frau Lina Schneider übersetzt worden ist, hat in der Heimat des Dichters Aufsehen erregt und ist schon in verschiedene Sprachen übertragen worden. Er verdient es in der That, auch in Deutschlands gebildeten Kreisen bekannt zu werden, denn K. Vosmaer bewährt sich in ihm nicht nur als spannender Erzähler und glücklicher Charakterzeichner, sondern auch als der feine Kunstkenner, als welcher er längst weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannt ist. Der Leser wird in diesem Roman zugleich Unterhaltung und Belehrung finden. Er zeigt uns das heutige Rom und seine Kunst im Spiegelbilde der Dichtung. In dem Vorworte nimmt Georg Ebers Stellung gegen den unlauteren französischen Realismus und macht den Leser mit den Verdiensten des in Deutschland noch wenig bekannten Dichters und Kunsthistorikers Vosmaer vertraut.

Americana

- p. 8 Mexico, Flawanna, Südamerika
9 Flawanna Ziegen
23 Mexico, Südamerika
25 Amerika
26 am. Schiff
50 Mexico
114 Kreolin/Mulastin
115 Mexico

